

Inhalt

Vorwort

Sonja Miltenberger S. 2

Was hätte Rio Reiser dazu gesagt?

Jürgen Karwelat S. 3

Rede von Björn Böhning S. 6

Rede von Jana Borkamp S. 8

Rede von Jürgen Karwelat S. 11

Rede von Sema Binia S. 12

„Es ist schön, dass hier heute Kinder spielen dürfen“

Besuch ehemaliger NS-Zwangsarbeiter

Marina Filatova und Isabel Panek S. 15

Digitale Spurensuche und mobiles Lernen

im öffentlichen Raum

Die Zeitzeugen-App zur NS-Zwangsarbeit in Berlin

Ewa Czerwiakowski, Thomas Irmer, Cord Pagenstecher S. 20

Erinnern an Zwangsarbeit.

Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt

hrsg. von Nicolas Apostoloulos und Cord Pagenstecher

Vorankündigung S. 26

Stolpersteinrundgang in Lichtenrade.

Gedenken, Informieren und Putzen

Ruth Zantow S. 27

Die langsame aber stetige Zerstörung eines Denkmals -

Die zerstückelte East Side Gallery in Friedrichshain

Jürgen Karwelat S. 30

„Chancen und Möglichkeiten einer zeitgeschichtlichen Archäologie“

Beate Winzer S. 35

Vorwort

Sonja Miltenberger

Was Rio Reiser zu einer Gedenktafel gesagt hätte, darüber lässt sich nur spekulieren. Wichtig aber ist, dass es sie gibt – und das haben wir u. a. auch den „Dampferleuten“ Sema Binia und Jürgen Karwelat zu verdanken, die sich einmal mehr für öffentliches und sichtbares Gedenken im Stadtraum eingesetzt haben.

Das Themenjahr „Zerstörte Vielfalt. Berlin 1933 – 1938 – 1945“, an dem sich über 150 Projekte, Initiativen, Institutionen und Einzelpersonen beteiligt haben, geht zu Ende. Die Berliner Geschichtswerkstatt hat sich mit zwei Projekten in die Vielfalt der Themenfelder eingebracht: zum Einen mit der Themenfahrt *(Nicht)-Orte. Spuren der NS-Zeit*, die im letzten Rundbrief vorgestellt wurde; zum Anderen mit der *Zeitzeugen-App zur NS-Zwangsarbeit in Berlin*, über die Cord Pagenstecher in diesem Heft berichtet.

Die NS-Zwangsarbeit ist seit vielen Jahren eines unserer Kernthemen. Der *Förderverein zum Gedenken an Nazi-Verbrechen um den und auf dem Tempelhofer Flugfeld e. V.* mit dem wir eng zusammen arbeiten, hatte in diesem Jahr vier ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nach Berlin eingeladen. Über diese Begegnungen berichten Marina Filatova und Isabel Panek. Beate Winzer hingegen setzt sich mit der spannenden Frage auseinander, welchen Sinn und welchen Nutzen die Etablierung einer „zeitgeschichtlichen Archäologie“ als wissenschaftliche Fachrichtung an deutschen Universitäten hat. Diese Diskussion ist nicht zuletzt durch die Grabungsarbeiten auf dem Tempelhofer Feld wieder in das Blickfeld der Fachleute geraten.

Die Projektgruppe *Geschichtswerkstatt Lichtenrade* hatte sich bereits 2007 aktiv an der Stolperstein-Initiative in Lichtenrade beteiligt. Seitdem werden regelmäßig Rundgänge durchgeführt. Über einen ganz besonderen Rundgang geht es in dem Beitrag von Ruth Zantow.

Den Kampf um den Erhalt der East Side Gallery konnten man über viele Wochen in den Medien verfolgen. Jürgen Karwelat war einer der Aktiven und klärt uns sachkundig über Hintergründe und „Treppenwitze der Geschichte“ auf.

Im nächsten Jahre wird die Berliner Geschichtswerkstatt wieder eine Veranstaltungsreihe auflegen, dieses mal zum Thema Widerstand gegen die NS-Diktatur in Berlin. Von Januar bis Juni 2014 wird es monatlich Werkstattgespräche geben, in denen exemplarisch an die handelnden Personen erinnert wird, die Vielfalt der Widerstandsgruppen, ihre Aktivitäten und ihre jeweiligen Motive aufgezeigt, ihr Schicksal nachgezeichnet und die Würdigung ihres Handelns in der Nachkriegszeit und bis heute beleuchtet und problematisiert.

Das Programm wird rechtzeitig an alle Mitglieder verschickt und auch auf unserer Webseite abrufbar sein. Und noch etwas: Dieser Rundbrief wird der erste sein, der online geht!

Was hätte Rio Reiser dazu gesagt?

Jürgen Karwelat und Sema Binia

Diese Frage haben sich am 20. August 2013 sicherlich sehr viele Besucher gestellt, die sich in Kreuzberg zur Enthüllung einer Gedenktafel für Rio Reiser, bürgerlicher Namen Ralph Christian Möbius, am Haus Tempelhofer Ufer 32 eingefunden hatten. Es war der 17. Todestages des Sängers. Der Termin war ungünstig festgelegt: Dienstag Mittag um 13 Uhr. Eine gute Zeit für Staatssekretäre und Stadträtinnen, weniger gut für Menschen, die einer normalen Arbeit nachgehen. Trotzdem kamen ca. 120 Personen, die den Reden von Jana Borkamp, Stadträtin für Finanzen, Kultur und Weiterbildung im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg, Rainer Knauber, GASAG, und dem Chef der Senatskanzlei, Björn Böhning zuhörten. Von der Berliner Geschichtswerkstatt kamen Sema Binia und Jürgen Karwelat zu Wort.

Und das hatte seinen bestimmten Grund. Vor ca. drei Jahren kam in der Dampfergruppe die Idee auf, mit einer Gedenktafel am Haus Tempelhofer Ufer 32 an die Gruppe Ton Steine Scherben und ihren Sänger Rio Reiser zu erinnern. Der Ort war seit vielen Jahren inhaltlicher Bestandteil der Schifffahrten, besonders der Musikfahrten, der Fahrten „Rebellisches Berlin“ und der seit 2009 stattfindenden Rio-Reiser-Fahrten unter dem Titel „Scherben bringen Glück“. Häufig haben wir Kreuzberger „Heimatmusik“ an dieser Stelle gespielt, wie z.B. das Lied „Rauchhaus-Song“ aus dem Jahre 1972, das die Besetzung des Kreuzberger Bethanien-Krankenhauses besingt. Berühmt ist der Refrain des Liedes mit den Worten „Das ist unser Haus“.

Der Grund für die Erwähnung auf den Schifffahrten: Die Gruppe hatte 1972 im Haus eine 8-Zimmerwohnung von Jörg Schlotterer, damals im Vorstand des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) bezogen und dann dort einige Jahre als Kommune gewohnt. In dieser Wohnung wurde die Hülle der ersten LP der Gruppe mit dem Titel „Warum geht es mir so dreckig“ per Hand zusammen getackert und anschließend im Eigenverlag vertrieben. Dem Verlag gaben sie den Namen „David Volksmund Produktion“. Die „Scherben“ standen für eine antiautoritäre, laute, nicht immer musikalische Agitprop-Musik, mit der sich vor allem die Hausbesetzerbewegung in West-Berlin Anfang der 1980er Jahre identifizierte. Für die Band traf sicherlich der Spruch zu: „Wir sind diejenigen, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben“. „Kommt zusammen, Leute/Lernt Euch kennen/Du bist nicht besser als der neben dir/Keiner hat das Recht/Menschen zu regieren“ heißt es in ihrer berühmtesten Hymne von der Platte „Keine Macht für Niemand“ aus dem Jahr 1972. 1985 trennte sich die Gruppe hoch verschuldet. Rio Reiser begann eine Solo-Karriere. Sein größter Hit wurde das Lied „König von Deutschland“ aus dem Jahre 1986.

Mittlerweile kennt die Dampfergruppe eine ganze Reihe von Anekdoten, die sich in und um die *Scherben*-Wohnung abgespielt haben. Da ist zum Beispiel die Geschichte von Funky, der sich dort als neuer Schlagzeuger der Gruppe

beworben hatte und lange auf dem Balkon warten musste, bis sich Lanrue und Rio auf dem Balkon geeinigt hatten, dass er mitmachen und auch einziehen dürfe. Essen war in der Kommune immer ein Problem, da sehr häufig unangemeldete Gäste erschienen, die sich dann am Kühlschrank bedienten. Dann mussten Leute zum „Großeinkauf“ geschickt werden. Auch von Fußballspielen im nahe gelegenen Mendelssohn-Bartholdy-Park wurde berichtet, als Bommi Baumann die Pistole aus der Jacke gerutscht ist, die als Ersatztorpfosten verwendet wurde. Aber nicht nur wohnungslose Jugendliche, damals Trebegänger genannt, kamen unverhofft. Der Besuch des Fußballers Paul Breitner in der Wohnung ist im Buch vom Bassisten der Gruppe, Kai Sichtermann, „Keine Macht für Niemand“ (Schwarzkopf&Schwarzkopf Verlag, 2000) anschaulich beschrieben. Diese Passage wird ab und zu bei den Rio-Reiser-Fahrten verlesen.



Sema Binia spricht anlässlich der Einweihung der Rio Reiser-Gedenktafel
Foto: QIEZ

Zur Anbringung der Tafel war es auf Initiative der Berliner Geschichtswerkstatt gekommen. Vor ca. zwei Jahren hatten wir den Hauseigentümer, Rechtsanwalt Christian Bauschke vergeblich angeschrieben und um die Anbringung einer Tafel gebeten. Der Eigentümer lehnte uns gegenüber den Wunsch ab. Wir haben die Fraktion Bündnis 90/ Die Grünen in der Bezirksversammlung Friedrichshain-Kreuzberg gebeten, sich der Sache anzunehmen. Dort wurde dann 2012 recht schnell im Kulturausschuss und schließlich in der Bezirksverordnetenversammlung mit einer Enthaltung beschlossen, dass die Anbringung einer solchen Tafel befürwortet wird. Die Verhandlungen des Bezirks mit dem Eigentümer führten schließlich zu einer Einigung. Er erklärte sich bereit, dass die Tafel

neben dem Hauseingang angebracht wird, allerdings auf seinen Wunsch eine Porzellantafel aus dem Berliner Gedenktafelprogramm, produziert von der KPM, der königlichen Porzellanmanufaktur, gesponsert von GASAG. Wir hätten eher eine Tafel aus den Materialien Ton, Steine und Scherben bevorzugt. Damit konnte sich der Eigentümer des Hauses aber nicht anfreunden. Auch die Diskussion um den Tafeltext war nicht einfach. Wir, die Band, das Friedrichshain/Kreuzberg-Museum und die Historische Kommission machten unterschiedliche Textvorschläge. Wir hätten gern ein Zitat aus dem Lied von Rio Reiser „Keine Macht für Niemand“ auf der Tafel gesehen. Dies war aber nicht durchsetzbar, so dass schließlich als Kompromiss einer der kürzesten Texte auf Berliner Gedenktafeln entstanden ist.

Die Veranstaltung wurde musikalisch bereichert von der Musikgruppe „acapelaplenum“, die einige Lieder von Rio Reiser sang. Besonders begeisterte das Lied „Der Traum ist aus“. Die Gruppe ergänzte den Text durch die mehrfach wiederholten Worte „so was von aus“. Verwandte und Freunde waren zu der Veranstaltung erschienen: Rios Bruder Gert Möbius und von den „Scherben“ R.P.S. Lanrue, Kai Sichtermann, Marius del Mestre und Klaus „Funky“ Götzner. Auch parteipolitische Prominenz war da. Der Fraktionsvorsitzende der LINKEN im Deutschen Bundestag, Gregor Gysi, war gekommen, wohl deswegen, weil er Rio Reiser persönlich gekannt hatte und Rio Reiser eine Zeit lang Mitglied der damaligen PDS (Partei des demokratischen Sozialismus) gewesen war.

Ironie der Geschichte: Das Haus Tempelhofer Ufer 32 wird zur Zeit saniert. Der Hauseigentümer liegt mit einigen Mietern im Streit. Es soll um Sanierung und dann folgende Mieterhöhungen gehen. Mindestens zwei sind mittlerweile ausgezogen. Auch die Berliner Abendschau des RBB berichtete im September 2013 über diese Angelegenheit.

Nun, was hätte der „König von Deutschland“ zu seiner offiziellen Gedenktafel gesagt? Ich vermute, er hätte es erst einmal sehr merkwürdig gefunden, dann aber akzeptiert und sich schließlich auch geschmeichelt gefühlt durch diese Ehrung seiner Heimatstadt. Seit dem 11. Februar 2011 befindet sich das Grab von Rio Reiser nicht weit von der Gedenktafel. Nach der Umbettung aus Fresenhagen/Nordfriesland kann man nun die Grabstätte auf dem Alten St. Matthäus-Friedhof in der Großgörschenstraße in Schöneberg besuchen. Mittlerweile trägt auch eine Straße den Namen von Rio Reiser, aber nicht in Berlin, sondern in Unna. Der Rio-Reiser-Weg wurde dort am 17. August 2012 nahe dem Kulturzentrum Lindenbrauerei eingeweiht. Auf dem benachbarten Platz der Kulturen fand in Anlehnung an die Festivals in Fresenhagen am 20. Juli 2013 das 2. Rio-Reiser-Fest Unna als Open-Air-Veranstaltung statt, das in den kommenden Jahren als zweitägige Veranstaltung, verbunden mit einem Song-Contest, weitergeführt werden soll.

Wir dokumentieren in diesem Rundbrief die zur Einweihung der Tafel gehaltenen Reden von Björn Böhning, Jana Borkamp, Sema Binia und Jürgen Karwelat.

Rede des Chefs der Senatskanzlei Staatssekretär Björn Böhning

Sehr geehrte, liebe Frau Baudisch,
sehr geehrter Herr Knauber,
Frau Kulturstadträtin Borkamp.
sehr geehrte Frau Binia,
sehr geehrter Herr Karwelat,

wir haben uns heute zusammengefunden, um eines viel zu jung verstorbenen Ausnahmekünstlers zu gedenken. Er hat als Sänger, Musiker, Komponist und Texter die deutsche Rock- und Popmusikszene nachhaltig geprägt und auch als Schauspieler Spuren hinterlassen: Rio Reiser.

Mit seiner Band „Ton Steine Scherben“ gehörte er zu den Pionieren deutschsprachiger Rockmusik. Von Anfang an setzten sie ausschließlich auf deutschsprachige Texte, oft mit sozialkritischem Inhalt. Die Band hatte schließlich ein Anliegen und wollte verstanden werden.

1966 lernte er in der Provinz Ralph Peter Steitz kennen, aus dem später R.P.S. Lanrue werden und mit dem ihn eine lange musikalische Partnerschaft verbinden sollte. 1967 kehrte Rio Reiser nach Berlin zurück, Lanrue folgte ihm. 1970 gründeten sie gemeinsam mit Kai Sichtermann (Bass) und Wolfgang Seidel (Schlagzeug) die Rockgruppe „Ton Steine Scherben“. Gleich ihre erste Single „Macht kaputt was euch kaputt macht“ – aufgenommen in einem Kreuzberger Hinterhofstudio und von der Band selbst produziert und vertrieben – drückte das Lebensgefühl einer aufbegehrenden Jugend aus und wurde zur Hymne der Studentenbewegung. Die Band brachte mit ihrem energetischen Agit-Rock die Zustände, Gedanken und Strömungen der damaligen Zeit auf den Punkt und wurde binnen kürzester Zeit zum Sprachrohr der linksalternativen Szene.

Hier, am Tempelhofer Ufer 32, wohnten die Mitglieder von „Ton Steine Scherben“ zwar nur für wenige Jahre, diese gehörten jedoch zu den turbulentesten im Leben von Rio Reiser und seinen Bandkollegen. Für „Ton Steine Scherben“ war die Lebensauffassung der Gegenkultur nicht nur Theorie, sondern auch gelebte Praxis: So wohnten hier nicht nur die Mitglieder der Band und deren Freunde. Die Tür am Tempelhofer Ufer stand jedem offen. Zahlreiche Trebekinder fanden hier einen Schlafplatz. Aber auch Kleinkriminelle und Drogenabhängige, weshalb es des öfteren zu polizeilichen Durchsuchungen kam. Irgendwann platzte die WG aus allen Nähten. Es herrschte permanenter Geldmangel. Doch als Rio Reiser und seine Band versuchten, von ihrer Musik zu leben, wurden sie als Kommerz-Jünger angeprangert. Diverse politische Splittergruppen wollten Einfluss nehmen. Das reichte von der Songauswahl bis zur Verkündung von politischen Manifesten bei Konzerten.

1975 zog sich die Band gemeinsam mit ihrem Anhang auf einen Bauernhof im nordfriesischen Fresenhagen zurück. „Ton Steine Scherben“ gaben weiterhin Konzerte, brachten neue Platten heraus. 1985 löste sich die Band wegen anhaltender finanzieller Probleme schließlich auf. Trotz der enormen Popularität und zahlreicher Plattenveröffentlichungen waren die Schulden hoch. Ein Jahr später legte Rio Reiser sein erstes Solo-Album vor. Fünf weitere sollten folgen.

Heute vor genau 17 Jahren, am 20. August 1996, starb Rio Reiser im Alter von nur 46 Jahren auf dem Bauernhof in Fresenhagen an Kreislaufversagen. Die deutsche Ausgabe des „Rolling Stone“ schrieb damals, dass mit Rio Reiser auch die Illusion von der subversiven Kraft der Musik verloren gegangen und ein Kapitel deutscher Musikgeschichte zu Grabe getragen worden sei. Doch seine Musik wird weiter leben – seine Platten werden weiter gespielt, seine Songs weiter gesungen werden. Man denke nur an „Macht kaputt was euch kaputt macht“ und



Massen von Fotografen wollen ein Bild von der Tafelenthüllung durch Jürgen Karwelat und Rainer Knauber, GASAG
Foto: Jürgen Karwelat

„Keine Macht für Niemand“ von „Ton Steine Scherben“. Oder an „König von Deutschland“, „Junimond“ und „Für immer und dich“ aus seiner Zeit als Solo-Künstler – allesamt längst Klassiker. Viele jüngere deutschsprachige Bands sehen Rio Reiser und „Ton Steine Scherben“ heute als Vorbild und Ideengeber.

Seit 2011 hat Rio Reiser seine letzte Ruhestätte in seiner Geburtsstadt Berlin, auf dem Alten St. Matthäus-Kirchhof in Schöneberg. Doch sein Name ist vor allem mit Kreuzberg verbunden. Deshalb freut es mich ganz besonders, dass von nun an durch eine Gedenktafel auch an Rio Reisers früherem Kreuzberger Wohnort an ihn erinnert wird.

In diesem Sinne danke ich allen, die sich für das Anbringen der Gedenktafel stark gemacht haben – insbesondere: Der Berliner Geschichtswerkstatt sowie der Geschäftsführerin der Historischen Kommission zu Berlin Rosemarie Baudisch, die dieses wichtige Projekt unterstützt und vorangetrieben hat.

Mein besonderer Dank gilt der GASAG. Und das nicht nur für die Begleitung und Finanzierung dieses Vorhabens sondern auch als Hauptsponsor des Berliner Gedenktafel-Programms insgesamt. Das Engagement Ihres Unternehmens, lieber Herr Knauber, trägt viel dazu bei, dass große Berlinerinnen und Berliner wie Rio Reiser nicht in Vergessenheit geraten. Herzlichen Dank.

Rede der Stadträtin für Finanzen, Kultur und Weiterbildung im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg, Jana Borkamp

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, dass Sie heute so zahlreich erschienen sind und wir an diesem 20. August, Rios 17. Todestag, zusammen gekommen sind, um ihn hier in Kreuzberg zu Ehren und ihm zu Gedenken. Rio wäre heute 63 Jahre alt.

Ich freue mich ganz besonders darüber, dass viele Personen die Rio kannten, Familie, Freunde und Kollegen heute hier sind. Begrüßen möchte ich, stellvertretend für Rios Familie, seinen Bruder Gerd Möbius und die Mitglieder der „Ur-Scherben“ - wahrscheinlich sind anwesend: Lanrue, Kai Sichtermann, Wolfgang Seidel und Funky Götzner sowie den Besitzer des Gebäudes Tempelhofer Ufer 32, Herrn Rechtsanwalt Bauschke.

Zur seiner Biografie und der Würdigung seines künstlerischen und politischen Wirkens wird Sema Binia etwas sagen.

Ich möchte nur an einen Aspekt erinnern, der mir als Vertreterin des Bezirkes Friedrichshain-Kreuzberg sehr wichtig ist: Für Kreuzberg hat Rio Reiser eine ganz besondere Bedeutung. Er hat zusammen mit Lanrue 1972 einen Song geschrieben, der bis heute immer dann gespielt, gehört und gesungen wird, wenn sich Menschen gegen Abriss und Zerstörung von Wohnraum wenden, gegen Verdrängung aus ihren angestammten Wohnquartieren und gegen die Verteuerung der Mieten aus Profitgier, so dass sie sich das nicht mehr leisten können. Der Song heißt „Rauchhaus-Song“ und hat bis heute nichts an Aktualität verloren! Mit Musik und Text (Zitat) „Ihr kriegt uns hier nicht raus – das ist unser Haus“ begann 1972 die Protestbewegung gegen den Kahlschlagabriss von Kreuzberg SO 36.

Nach vielen politischen Gefechten, die auf der Straße, in den besetzten Häusern und in den Parlamenten ausgetragen wurden, setzte sich schließlich, als es fast zu spät war, das Konzept der behutsamen Stadterneuerung durch. Daran hat Rio einen wesentlichen Anteil, denn es gelang *Ton Steine Scherben*, mit ihrer Musik und mit deutsch geschriebenen Texten das Lebensgefühl einer ganzen Generation wiederzugeben, sie politisch zu mobilisieren und solidarisches Handeln auszulösen.

Dass an Rio Reiser nun an dem Ort, wo er seine letzten Berliner Jahre verbrachte, bevor er nach Fresenhagen in Schleswig-Holstein umzog, nämlich hier am Tempelhofer Ufer – nun mit einer eher konventionellen Gedenktafel erinnert wird, eine Berliner Gedenktafel aus der Produktion der Staatlichen früher Königlichen Porzellanmanufaktur, hat eine gewisse Ironie und stieß auch nicht bei allen, denen ich davon erzählt habe, unmittelbar auf Zustimmung.

Wäre nicht eine künstlerisch gestaltete Tafel – z.B. aus Ton, Steinen und Scherben... – angemessener gewesen? Hätte Rio selbst überhaupt eine Gedenktafel richtig und gut gefunden? Und dann noch eine solch hochoffizielle des Landes Berlin? Die Form der Porzellan-Gedenktafel geht auf das Begehren des Besitzer dieses Gebäudes, Herrn Bauschke zurück, der sich eine andere Form nicht so recht vorstellen konnte. Ihm danke ich an dieser Stelle herzlich für seine Kooperationsbereitschaft. Auch ich musste mich erst an diese Form gewöhnen. Aber seit ich dann herausfand, wer sonst noch in Berlin mit einer solchen Tafel geehrt wird, gefällt mir vor allem der Gedanke, in welcher Gesellschaft sich Rio nun also befindet.

Ich möchte nur ein dieser paar Namen nennen:

Hannah Arendt, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Dietrich Bonhoeffer, Willy Brandt, Bert Brecht, Ernst Busch, Comedian Harmonists, Tilla Durieux, Albert Einstein, Hans Fallada, Wolfgang Gruner („Stachelschweine“), Sebastian Haffner, Gerhard Hauptmann, Erich Kästner, Hildegard Knef, Carl von Ossietzky, Wilhelm Voigt der „Hauptmann von Köpenick“, Helene Weigel, Konrad Zuse. Und in dieser Reihe jetzt eben Rio Reiser, ein Rebell, ein genialer Sänger und Texter, eine Berliner Persönlichkeit!

Für die Realisierung dieser Tafel danke ich herzlich der Berliner Geschichtswerkstatt, in Person Sema Bina und Jürgen Karwelat, die die Idee für die Tafel hatten. Ich danke der Bezirksverordnetenversammlung Friedrichshain-Kreuzberg, die mit großer Mehrheit einen entsprechenden Antrag der GRÜNEN befürwortet hat. Ich danke der Senatsverwaltung Kultur und der Historischen Kommission von Berlin, insbesondere Frau Baudisch, die sich für die Umsetzung dieses Beschlusses stark gemacht hat. Mein Dank geht auch an die GASAG, die die Kosten übernommen hat sowie den Kollegen/innen vom Museum Friedrichshain-Kreuzberg sowie dem Chor *Kapellenraum*, der jetzt seine Interpretation eines Songs von Rio Reiser vortragen wird – bevor dann die beiden Initiatoren von der Berliner Geschichtswerkstatt sprechen.

Die Musikgruppe
acapellaplenum
präsentierte
drei Lieder von
Rio Reiser
Foto: Jürgen Karwelat



Keine Macht für niemand

(Text Rio Reiser, Musik Ralph Steitz, entstanden im Winter 1971/72 in Berlin, veröffentlicht 1972 auf der Doppel-LP „Keine Macht für Niemand“)

*Ich bin nicht frei und kann nur wählen,
welche Diebe mich bestehlen, welche Mörder mir befehlen.
Ich bin tausendmal verblutet und sie ham mich vergessen.
Ich bin tausendmal verhungert und sie war'n vollgefressen.*

*Im Süden, im Osten, im Westen, im Norden,
es sind überall dieselben, die uns ermorden.
In jeder Stadt und in jedem Land,
schreibt die Parole an jede Wand.
Schreibt die Parole an jede Wand.
Keine Macht für Niemand!
Keine Macht für Niemand!*

*Reißen wir die Mauern ein, die uns trennen.
Kommt zusammen, Leute. Lernt euch kennen.
Du bist nicht besser als der neben dir.
Keiner hat das Recht, Menschen zu regier'n.*

*Im Süden, im Osten, im Norden, im Westen,
es sind überall die dieselben, die uns erpressen.
In jeder Stadt und in jedem Land
heißt die Parole von unserem Kampf,
heißt die Parole von unserem Kampf.
Keine Macht für Niemand!
Keine Macht für Niemand!*

*Komm rüber Bruder, reih dich ein,
komm rüber Schwester, du bist nicht allein.
Komm rüber Mutter, wir sind auf deiner Seite,
komm rüber Alter, wir woll'n das Gleiche.*

*In Augsburg, in München, Frankfurt, Saarbrücken,
es sind überall dieselben, die uns unterdrücken.
In jeder Stadt und in jedem Land,
mach ne Faust aus deiner Hand.
Mach ne Faust aus deiner Hand.
Keine Macht für Niemand!
Keine Macht für Niemand!*

Rede von Jürgen Karwelat Berliner Geschichtswerkstatt e. V.

1998 war es 150 Jahre her, dass Berlinerinnen und Berliner sprichwörtlich „auf die Barrikaden“ gegangen sind. Das war die März-Revolution 1848, die Teil einer europaweiten Bewegung für Freiheitsrechte und soziale Rechte war.

Anlässlich dieses Jubiläums haben wir damals eine Schifffahrt mit dem Titel „Rebellisches Berlin“ ins Programm genommen. Natürlich gehörte auch die Berliner rebellische Jugend in den 60er, 70er und 80er Jahre dazu. Und damit auch die Kreuzberger Gruppe „Ton Steine Scherben“. Sie stand für eine antiautoritäre, laute, vielleicht nicht immer musikalische Agitprop-Musik, mit der sich vor allem die Hausbesetzerbewegung in West-Berlin Anfang der 1980er Jahre identifizierte. Die Gruppe selbst sprach lieber von „Agit-Rockmusik“, um von der platten Einordnung als rein politische Musikgruppe wegzukommen.

Für die Band traf jedenfalls der Spruch zu: *„Wir sind diejenigen, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben.“*

Klare Sprache, Herz und Schnauze, so kann man die Texte der Gruppe und die Texte von Rio Reiser einordnen. Damit waren sie auch Pioniere der deutsch gesungenen Rockmusik, lange bevor Udo Lindenberg mit seinen deutschen Texten erfolgreich war.

„Kommt zusammen, Leute/Lernt Euch kennen/Du bist nicht besser als der neben dir/Keiner hat das Recht/Menschen zu regieren“ heißt es in dem bekanntesten Lied von der Platte „Keine Macht für Niemand“ vom Juni 1972. Manche bezeichnen dieses Lied auch als Hymne, mit der eine ganze Lebenshaltung zum Ausdruck gebracht werden konnte.

Das war die politische Seite von Rio Reiser. Es gibt aber auch eine andere Seite, von der die Texte betrachtet werden können.

Die Texte von Rio Reiser sind zeitlos. Es sind Liebeslieder, die ohne Kitsch ans Herz gehen und Lieder, nach denen es sich lohnt zu leben und auch etwas zu verändern. Es ist Ausdruck von Leben, Kraft und Ungeduld. In gewisser Weise steht Rio Reiser damit auch in der Tradition der deutschen Romantik mit ihren Elementen nach Sehnsucht und Liebe, er steht damit aber auch in der Tradition der Gebrauchsliteratur, wie sie Schriftstellerinnen und Schriftsteller der 1920er Jahre benutzt haben, um ihre Wirklichkeit darzustellen.

Es war Zeit, an Rio Reiser als großen Dichter zu erinnern.

Rede von Sema Binia Berliner Geschichtswerkstatt e. V.

Eigentlich ist ja schon alles gesagt, deshalb nur kurz noch mal ein paar Worte zur Geschichtswerkstatt und zu eins, zwei kleinen Begebenheiten der Band.

Die BGW hat in dieser Stadt schon einige Gedenktafeln an Berliner Hausfassaden initiiert. Wir freuen uns deshalb, dass auch dieses Projekt, eine Gedenktafel für Rio Reiser, nach drei Jahren nun heute mit Unterstützung der Stadt und der Gasag umgesetzt werden kann.



Sema Binia während der Gedenktafelenthüllung
Foto: Jürgen Karwelat

Die BGW hatte sich 1981 nach dem Motto der Graswurzelbewegung „Grabe wo du stehst“ mit dem Ziel gegründet, die Geschichten der „kleinen Leute“, also Kiezgeschichte zu erforschen. Als Jürgen Karwelat 1984 mit den Dampferfahrten anfang, ging es genau darum – sich auf die Suche zu machen nach den Geschichten der Menschen, die am Ufer von Spree und Landwehrkanal wohnten. 1998 hatten wir aus Anlass 150 Jahre März-Revolution 1848 eine Schiffsfahrt mit dem Titel „Rebellisches Berlin“ im Programm. Es ging nicht nur um die 1848 Revolution sondern auch um andere Revolutionen, revolutionäre Erhebungen und Berliner Rebellen wie Ton Steine Scherben, die hier in diesem grauen unscheinbaren Gebäude wohnten, an dem wenig Menschen vorbeikommen und das bei den üblichen Dampferfahrten kaum eine Rolle spielt. Deshalb dachten wir, das muss sich ändern, denn mit dem Einzug von Rio Reiser und Ton Steine Scherben in dieses Haus 1971 wurde hier

Musikgeschichte geschrieben, im wahrsten Sinne des Wortes, Gassenhauer, oder wie Rio auch sagte, Volkslieder. Diese Musik hat dem Lebensgefühl einer ganzen Generation entsprochen: anarchisch, laut, fordernd. Rio hat in seinen Texten und mit den Texten seiner Künstlerkollegen das zum Ausdruck gebracht, was die jungen Menschen hier Anfang der 70er dachten und fühlten: mit „Macht kaputt was Euch kaputt macht“ (Text: Norbert Krause), dem Aufschrei gegen die Ruhe der spießbürgerlichen Fernsehidyllie und mit „Keine Macht für Niemand“.

Die Texte richteten sich gegen die Autorität des Staates, der Familienväter und der Arbeitgeber; so waren die ersten Scheiben denn auch laut und anarchisch. Aber wir alle kennen auch die musikalisch andere Seite, die sensiblere Seite, seine Liebeslieder, die nicht nur den geliebten Menschen meinen, sondern auch sich selbst, wie „Halt Dich an deiner Liebe fest“ oder die Hörspiele für Kinder, z.B. „Herr Fressack und die Bremer Stadtmusikanten“, entstanden in der Zusammenarbeit von Rio und den *Scherben* mit dem „Hoffmanns Comic Theater“. Man kann schon sagen, wer das gesamte Werk von Rio und den *Scherben* hat, der hat eine Anleitung zum Leben, auch wenn er selbst nur 46 wurde. Aber diese 46 Jahre hat er in einer unerschöpflichen Intensität gelebt.

Wenn es hier um die Würdigung von Rio und seiner Arbeit geht, gehören die *Scherben* selbstverständlich dazu. Es gibt den Spruch von Aristoteles „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“. Und genau das kann man 1:1 auf die *Scherben* übertragen. Sie sind hier zusammen 1971 in die 8-Zimmer-Wohnung von Jörg Schlotterer, in den 2. Stock eingezogen. Sie lebten die Kreuzberger Mischung: Leben und Arbeiten an einem Ort. Rio hat hier zusammen mit seinen Bandkollegen Musik gemacht. Er hat hier Songs getextet und zusammen mit Lanrue vertont, die Platten wurden hier verpackt, getackert und vertrieben. Und was wir dieser Band zu verdanken haben, ist, dass sie die deutsche Sprache in der Rockmusik salonfähig gemacht haben, und zwar lange vor Lindenberg, Grönemeyer, BAP, Ärzte, Prinzen, Tote Hosen.... Sie waren Sprachrohr der damaligen Jugend und haben mit ihrer Musik das Lebensgefühl der damaligen Generation ausgedrückt. Die Wohnung war immer voll, der Kühlschrank war nach einem „Großeinkauf“ nach kürzester Zeit leer.

Rio lebte hier als Künstler, und auch als Mensch. Und dazu gehörte auch, den „Kurzen“ eine Bleibe zu geben. Sie bekamen hier immer Futter – in jeder Hinsicht. Neulich traf ich einen von ihnen, Johnny Banse. Als junger Teenie flüchtete er mehrmals aus dem Heim, wurde drogenabhängig - und wir wissen, wie man damals an Geld für neue Drogen ran kam. Keiner will so ein Leben leben. Johnny Banse war Rauchhausbesitzer der ersten Stunde. Zuvor lernte er Anfang 1970er die *Scherben* bei einem Konzert in Braunschweig kennen. Er sagte, Rio hat ihm damals den Rücken gestärkt und damit sein Leben gerettet.

Und noch etwas muss hier gesagt werden. Rio hat sein Schwulsein nicht großartig thematisiert, aber es gab dieses Konzert im November '76 im Audimax der TU Hamburg, eine Veranstaltung, die vom schwulen Theater Brühwarm organisiert wurde. Die *Scherben* hatten ihren Frauenchor dabei. Das empfanden einige Konzertbesucherinnen als machomäßige Ausbeutung. Die Anhängerinnen der AA-Kommune (Aktions-Analyse) drückten den Scherben-Frauen Abwaschbürsten in die Hand und beschimpften sie als „Gogo-Girls“, warfen Rio vor, dass er so sexistisch mit dem Po wackelt. Rio reichte es irgendwann, er rief mehrmals laut ins Mikro: „Ich gestehe, ich bin schwul“.

Hinter mir steht eine Initiative, die Buletten anbietet. Der Erlös dafür geht nach Russland zur Unterstützung homosexueller Menschen, die unter Putins Anti-Homosexuellen-Gesetz nun massiven Risiken ausgesetzt sind. Deshalb: Kauft Anti-Putin-Buletten.

Es ist für mich nicht ganz einfach, hier etwas über einen Menschen zu erzählen, den ich nicht kennengelernt hab, und zwar vor Menschen, die Rio sehr sehr gut kannten. Unsere Intention ist einfach Zeichen zu hinterlassen, die an Menschen erinnern, die unser Leben bereichert haben.

2008 hab ich die *Scherben* kennengelernt. Wir saßen zusammen an einem Tisch und weil ich fast niemanden kannte, fragte ich den Herrn neben mir, woher er die *Scherben* kennt. Das war ziemlich peinlich, denn die Antwort war: *Ich bin Funky, der Schlagzeuger*. Er zeigte sich aber sehr interessiert an unseren Schiffsfahrten und wollte ein Trommelprojekt auf dem Schiff mit uns machen. Das konnte ich ihm dann zum Glück ausreden, als ich ihm sagte, dass die Fahrten drei Stunden dauern. Später hab ich Funky gezielt nach *Scherben*- bzw. Rio-Geschichte - bezogen auf die Orte an Spree und Landwehrkanal - befragt. Nach drei Stunden hatten wir eine Schiffsfahrt zusammen, es musste nur noch ein bezahlbares Schiff her.

Deshalb herzlichen Dank an die Reederei Riedel, ohne die wir diese Fahrten gar nicht durchführen könnten.

Funky zog 1974 hier ein, nachdem er sich bei Rio und Lanrue beworben hatte mit der Anzeige: „Schlagzeuger zwischen Zen und Mao sucht Anschluss an Band.“ Er kam zum Vorspielen ans Tempelhofer Ufer. Anschließend zogen sich Rio und Lanrue auf den Eckbalkon zur Beratung zurück. Die Beratung dauerte sehr lange. Vielleicht hatten sie einfach auch nur geschwiegen und geraucht. Funky wartete unruhig im Nebenzimmer. Da die Entscheidung am Ende für Funky sehr knapp war, holte man das I-Ging zu Hilfe, das dann zugunsten von Funky ausschlug. Er wurde Bandmitglied. Auf die Frage nach seinen Erinnerungen an das Leben am Tempelhofer Ufer sagte Funky: „Die Gasrechnung konnten wir nie bezahlen“.

„Es ist schön, dass hier heute Kinder spielen dürfen“

Marina Filatova und Isabel Panek

meint Maria Kulisch, als sie am 12. Mai 2013 das erste Mal – nach 68 Jahren – wieder über das ehemalige Tempelhofer Flugfeld läuft. Während ihrer Kindheit war dort eine der größten Barackenstädte für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Berlin.

Der Förderverein für ein Gedenken an die NS-Verbrechen auf dem und um das Tempelhofer Flugfeld e.V. hat in diesem Jahr vier ehemalige ZwangsarbeiterInnen nach Berlin eingeladen. Im April kam anlässlich der Gedenkveranstaltung zur Befreiung des Flughafens Tempelhof Herr Witold Dobski aus Polen, über den wir bereits im Rundbrief 1/2013 berichteten. Mitte Mai kamen Maria Kulisch und ihre Tochter sowie Elena Skladaniuk mit ihrem Enkel aus der Ukraine und Ende September Leonard Czerwiakowski mit seiner Ehefrau aus Warschau nach Berlin. Sie waren noch Kinder, als sie gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern während des Zweiten Weltkriegs nach Berlin verschleppt wurden und Zwangsarbeit leisten mussten. Für sie war es das erste Mal nach 1945, dass sie wieder in Berlin waren und mit Deutschen über ihre Erfahrungen und Erinnerungen sprachen.

Die Zahl der Kinder, die im Deutschen Reich zu Arbeit zwangsverpflichtet wurden, ist nicht einfach zu bestimmen. Johannes-Dieter Steinert schätzt, dass ca. 1,5 Millionen polnische und sowjetische Kinder im Deutschen Reich Zwangsarbeit leisten mussten.¹ Kinder unter zwölf Jahren und Säuglinge wurden von deutschen Behörden meist nicht erfasst, ab dem zwölften bzw. vierzehnten Lebensjahr mussten auch sie arbeiten. Ab Dezember 1943 wurde die Altersgrenze herabgesetzt und auch Kinder ab dem zehnten Lebensjahr zu Zwangsarbeit verpflichtet. Wie bei Erwachsenen waren die Einsatzbereiche sehr unterschiedlich, sie mussten zum Beispiel in der Landwirtschaft, der Rüstungsproduktion, in privaten Haushalten oder bei der Trümmerbeseitigung arbeiten.

Den offiziellen Verordnungen über Altersbegrenzung und Einsatzbereiche stehen die vielfältigen Erinnerungen wie die unserer BesucherInnen gegenüber, die Aufschluss geben, dass die Realität häufig ganz anders aussah.



Rundgang über das Tempelhofer Feld
(v.r.): Maria Kulisch und Elena Skladaniuk
Foto: Isabel Panek

¹ Steinert, Johannes-Dieter: Deportation und Zwangsarbeit. Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939-1945, Essen 2013, S. 28.

Frau Maria Kulisch musste im Kindesalter mit ihrer Mutter Weißrussland verlassen und in Berlin ums Überleben kämpfen. Ihre Verschleppung erfolgte in einem Güterwaggon über Polen. An die Dauer der Deportation erinnert sich Frau Kulisch nicht mehr, aber daran, dass sie kein Essen bekamen und die Fenster vergittert waren. In Berlin lebten und arbeiteten sie unter unwürdigen Bedingungen auf dem Tempelhofer Feld. Sie wurden in der Baracke 8 im Barackenlager am Columbiadamm untergebracht und Frau Kulisch erinnert sich, dass dort noch ca. 40 weitere Frauen und Kinder aus Polen, der Ukraine und der Tschechoslowakei waren. Sie musste mit anderen Kindern das mit Maden befallene Gemüse sortieren, das für die Mahlzeiten der so genannten „OstarbeiterInnen“ bestimmt war. Außerdem arbeitete sie außerhalb des Lagers in einer Gaststätte und bekam dafür zusätzliche Mahlzeiten. Sie berichtet auch über ihre schmerzhaften Erinnerungen, vor allem darüber wie sie einmal von einem Dolmetscher fast erschossen wurde, nur weil sie wegen den Blasen an den Füßen nicht schnell genug arbeiten konnte. Nach der Befreiung im April 1945 kehrten Frau Kulisch und ihre Mutter nach Weißrussland zurück. Ihre Wohnung war bereits neu bezogen worden weshalb die Familie in die Heimatstadt ihrer Mutter in die Ukraine zurückging. Die Vergangenheit holte sie aber immer wieder ein. Frau Kulisch erzählt wie sie nach der Rückkehr als „Vaterlandsverräter“ beschimpft und in der Schule ausgegrenzt wurde, diese Demütigungen zogen sich bis in ihr Erwerbsleben.



Begegnungen mit der zweiten und dritten Generation
 Maria Kulisch mit ihrer Tochter (r.)
 und Elena Skladaniuk mit ihrem Enkel (l.)
 Foto: Isabel Panek

Ein ähnliches Schicksal teilt Frau Elena Skladaniuk. Sie lebte mit ihrer Familie in einem Dorf in der Nähe von Sankt Petersburg. Ende 1943/ Anfang 1944 wurden alle DorfbewohnerInnen von der deutschen Wehrmacht nach Deutschland verschleppt und das Dorf anschließend niedergebrannt. In Güterwaggons wurden die Menschen über Polen nach Deutschland deportiert. Gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer drei Jahre jüngeren Schwester wurde sie im ZwangsarbeiterInnenlager in Berlin-Lichtenrade untergebracht - Elena Skladaniuk war damals 11 Jahre alt. Ihre Mutter musste täglich mit der S-Bahn nach Tempelhof fahren und verrichtete in den Hallen auf dem Tempelhofer Flugfeld schwere Arbeit. Ihre Aufgabe bestand darin die Flugzeugakkumulatoren mit Säure zu füllen.

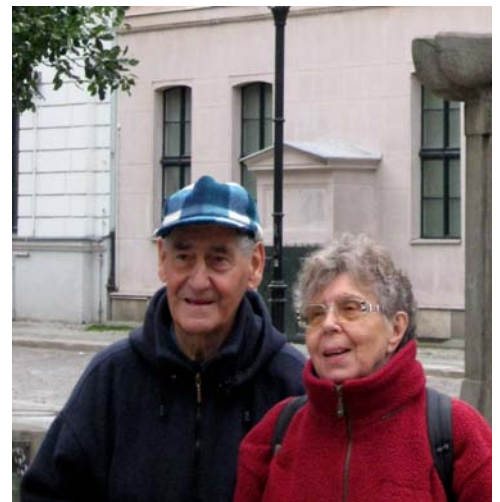
Auch Frau Skladaniuk war trotz ihres jungen Alters gezwungen Arbeiten in Privathaushalten zu verrichten. Sie erinnert sich, dass sie bei einer älteren Dame für eine zusätzliche Mahlzeit Aufgaben im Garten und im Haushalt tätigte. Noch heute denkt sie mit Schrecken an die Zeit zurück, als Berlin bombardiert wurde und sie mit ihrer Schwester voller Hoffnung und Furcht auf die Rückkehr ihrer Mutter von der Arbeit an der S-Bahn Station Lichtenrade wartete. Als wir im Mai 2013 mit Frau Skladaniuk und ihrem Enkel an der S-Bahn Station waren, kamen ihr die deutschen Worte *„Halt! Achtung! Der Zug fährt ein, bitte zurückbleiben“* ins Gedächtnis. Nach dem Krieg lebte die Familie im Süden der Ukraine. Da man sie dort nicht kannte, wurden sie vor dem Schicksal bewahrt, als Verräterinnen denunziert zu werden.



„Vor 68 Jahren habe ich hier täglich auf meine Mutter gewartet“
Elena Skladaniuk und ihr Enkel in
Berlin-Lichtenrade
Foto: Isabel Panek

Leonard Czerwiakowski wurde gemeinsam mit seinen Eltern Janina und Hendryk Czerwiakowski nach dem gescheiterten Warschauer Aufstand im Alter von 9 Jahren nach Deutschland deportiert. Ihre Verschleppung ins Deutsche Reich folgte über das Durchgangslager 121 in Pruszków. In ehemaligen Eisenbahnwerkstätten wurden die Menschen auf engem Raum gehalten, bis über ihr weiteres Schicksal entschieden wurde. Herr Czerwiakowski erinnert sich, dass die Lebensbedingungen in diesem Durchgangslager katastrophal waren, vor allem dass permanenter Hunger herrschte. Anschließend wurde die Familie Czerwiakowski über Breslau und Oranienburg in die Zwangsarbeitslager Rummelsburg und Köpenick gebracht.

An die genaue Reihenfolge erinnert sich Herr Czerwiakowski nicht mehr. Sein Lagerausweis für das Gemeinschaftslager Rummelsburg trägt das Datum 15. Oktober 1944 und für das Gemeinschaftslager Köpenick 19. März 1945. Seine Mutter Janina musste bei der Reichsbahn in Erkner arbeiten und sein Vater Hendryk, der Elektrotechniker war, in den Hangars des neuen Flughafens Tempelhof. Herr Czerwiakowski berichtet, dass im Gemeinschaftslager Köpenick weitere Familien aus Polen und Tschechien waren. Sie alle waren in Baracken untergebracht, wo sie lediglich 3-etagige Betten aus Holz und vereinzelt Schränke hatten. Er schlief auf der obersten Etage. Am Morgen bekamen sie Kaffee, manchmal Marmelade aus roten Rüben und Brot, das den ganzen Tag reichen musste.



Herr und Frau Czerwiakowski
Foto: Isabel Panek

Am Nachmittag erhielten sie eine Suppe und am Abend einen Kaffee. Mit Beginn des Jahres 1945 wurde auch er zur Zwangsarbeit eingesetzt. Als damals Neunjähriger fuhr er selbständig mit der S-Bahn von Köpenick nach Tempelhof.



Leonard Czerwiakowski mit seiner Mutter
nach der Befreiung im Mai 1945
Foto: Privatbesitz

Dort musste er in Lagerhallen am südlichen Rand des Tempelhofer Flugfeldes vorwiegend Pakete und Kartons sortieren.

Er erinnert sich, dass sie leicht waren, den Inhalt aber bekam er nie zu Gesicht. Wenn es keine Arbeit gab, musste er in der Poststelle in der Friedrichstraße Pakete aus Waggons entladen. Auch in die Friedrichstraße fuhr er allein. Häufig nahm er das Zeichen „P“ ab, welches mit Draht an seiner Kleidung befestigt war, und entging dadurch vielen Kontrollen. Er schildert, dass er einmal von einem Gleichaltrigen, der die Uniform der Hitlerjugend trug, in Tempelhof bespuckt wurde. Meistens musste er circa 10 Stunden pro Tag arbeiten. Am Abend traf sich die Familie dann im Lager. Die Bombardierung Berlins prägt auch die Erzählung von Herrn Czerwiakowski. Er berichtet:

„Also, da ich ein Kind war habe ich mich eines Tages tagsüber im Schrank versteckt [im Gemeinschaftslager Köpenick, d. V.] und so getan, als ob ich eine Sirene wäre. Die Leute sind aus der Stube gerannt und wollten mich zusammenschlagen.“ Nach dem Ende des Krieges kehrte die Familie nach Polen zurück. Sein Vater war aufgrund der schweren Zwangsarbeit sehr krank, weshalb sie nicht gleich bis nach Warschau kamen. Er selbst ging später zu seiner Großmutter nach Warschau und besuchte dort die Schule.

Die vier Besucherinnen und Besucher teilen das Schicksal, dass sie während ihrer Kindheit im Deutschen Reich Zwangsarbeit leisten mussten. Diese Zeit war von der wiederkehrenden Angst geprägt, die Eltern am Abend nicht wiederzusehen sowie vom täglichen Hunger und den Demütigungen, denen sie insbesondere als so genannte „Ostarbeiter“ ausgesetzt waren. Vom einen auf den anderen Tag wurden sie ihrer Kindheit beraubt. Eine Aufarbeitung und Weitergabe ihrer Erinnerungen erfolgte erst nach Jahrzehnten. Die lange Verdrängung und die Tatsache, dass sie damals noch Kinder waren, erschwert es ihnen heute sich an Einzelheiten, wie zum Beispiel die zeitliche Abfolge der Lageraufenthalte, zu erinnern. Während den Begegnungen in diesem Jahr haben wir uns auch über die Zukunft der Erinnerung ausgetauscht und die Notwendigkeit der Weitergabe der Erinnerungen diskutiert. Frau Kulisch meinte während des Rundgangs über das Tempelhofer Feld, dass es sie freut zu sehen, dass heute Kinder an den Orten des Schreckens und Leidens spielen, aber dass der Ort durch Informationen gefüllt werden sollte. Die Weitergabe insbesondere an die jüngere Generation sahen alle Beteiligten als eine Möglichkeit an, eine Wiederholung zu verhindern

und für gegenwärtige Menschenrechtsverletzungen zu sensibilisieren. Aus diesem Grund hat Herr Czerwiakowski am 26. September 2013 das erste Mal öffentlich mit Schülerinnen und Schülern über seine Kindheit als Zwangsarbeiter in Berlin gesprochen.²



Herr und Frau Czerwiakowski mit Teilnehmenden des Projekts "Die Take- Off- Phase/ Wie zusammen leben?" von Nicole König und Wolfgang Thies in Kooperation mit dem Gymnasium im Tiergarten, gefördert vom Berliner Projektfonds kulturelle Bildung. Veranstaltungsort: Plattenvereinigung
Foto: Isabel Panek

Für uns als Mitglieder des Vereins war die Begegnung eine einmalige Besonderheit, weshalb wir in Zukunft weiterhin die Erinnerung an die ZwangsarbeiterInnen auf dem Tempelhof Feld lebendig halten wollen. Zugleich möchten wir aber auch an die vielen Kinder, Jugendlichen, Frauen und Männer erinnern, die keine Möglichkeit hatten ihre Lebensgeschichte zu berichten.

Wir möchten uns bei allen bedanken, die diese Begegnungen ermöglicht haben und darauf verweisen, dass im kommenden Jahr die ausführlichen Lebensgeschichten unserer InterviewpartnerInnen in einer Broschüre erscheinen werden.

² Das Zeitzeugengespräch fand im Rahmen des Projekts "Die Take- Off- Phase/ Wie zusammen leben?" von Nicole König und Wolfgang Thies in Kooperation mit dem Gymnasium im Tiergarten statt. (siehe: <http://www.niwo-archiv.info/takeOff/index.html>)

Digitale Spurensuche und mobiles Lernen im öffentlichen Raum

Die Zeitzeugen-App zur NS-Zwangsarbeit in Berlin³

Ewa Czerwiakowski, Thomas Irmer, Cord Pagenstecher

„Ich war 13, als ich in Berlin war, aber ich kann mich an alles erinnern“, schreibt die ehemalige polnische Zwangsarbeiterin Alina Przybyła in ihrem Erinnerungsbericht. „Doch wieder erkennen kann ich heute kaum etwas, so hat sich die Stadt geändert. Nur das Brandenburger Tor habe ich wieder erkannt, an dem ich damals gestanden und an eine Säule gekratzt hatte: ‚Pferdchen, bringt mich von hier weg, zurück zu meiner Mama!‘“⁴

Alina Przybyła ist eine der 36 Zeitzeugen, auf deren Erinnerungen die Smartphone-Anwendung „Zwangsarbeit. Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt“ basiert. Im Mai 2013 wurde die App – die erste Smartphone-Applikation zur NS-Zwangsarbeit überhaupt – am historischen Ort im Berliner Industrie- und Arbeiterbezirk Wedding vorgestellt. Die von einer (aus den Beitragsautoren bestehenden) Projektgruppe der Berliner Geschichtswerkstatt⁵ konzipierte und einem Team der jungen Berliner Firma Mobile Melting⁶ technisch umgesetzte Zeitzeugen-App wurde von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und vom Hauptstadtkulturfonds gefördert. Sie war der Beitrag der Berliner Geschichtswerkstatt zum Themenjahr „Zerstörte Vielfalt“ (2013), in dessen Rahmen zahlreiche Projekte an Berlins nationalsozialistische Vergangenheit erinnerten.⁷

Aufbau der App

Die Applikation der Berliner Geschichtswerkstatt verbindet zwei zentrale methodische Aspekte der Geschichtsvermittlung: die Begegnung mit Zeitzeugen und Spurensuche. Anders als die lediglich aus illustrierten Textkommentaren bestehenden herkömmlichen Stadtführungs- oder Geschichts-Apps setzt die Zeitzeugen-App zu jedem Ort narrative und kontextualisierende historische Quellen in Beziehung. Auf fünf Touren durch das Stadtgebiet erzählen Zeitzeugen aus Ost- und Westeuropa über ihr erzwungenes Leben in Berlin, berichten über die Arbeit in verschiedenen Wirtschaftszweigen sowie ihre dürftige Unterkunft in Lagern, deren dichtes Netz die ganze Stadt überzog. Am historischen Ort lassen die Zeitzeugen die App-Nutzer an ihren Erlebnissen teilhaben, indem sie von

³ Dieser Artikel erscheint in dem Ende 2013 veröffentlichten Sammelband: Nicolas Apostolopoulos, Cord Pagenstecher (Hrsg.), *Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt*, Berlin: Metropol 2013, S. 223-230.

⁴ Erinnerungsbericht von Alina Przybyła, Sammlung Berliner Geschichtswerkstatt im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide.

⁵ <http://www.berliner-geschichtswerkstatt.de/app.html>.

⁶ <http://mobile-melting.de/category/app-programmierung>.

⁷ <http://www.berlin.de/2013>.

Demütigung und Hoffnung, Verzweiflung und Auflehnung, aber auch von Freundschaft und Liebe erzählen.

Jede der fünf Touren hat ihren Schwerpunkt: Die Tour „Ein Pole in Berlin“ führt auf den persönlichen Spuren eines Zeitzeugen durch das Berliner Arbeiterviertel Gesundbrunnen. Die Tour „Opfer und Täter“ thematisiert die Auswirkungen der rassistischen NS-Bevölkerungspolitik auf die nach Berlin verschleppten Menschen an Orten nationalsozialistischer Schreibtischtäter rund um die Wilhelmstraße. Die dritte, „In der Fabrik“ betitelte Tour konzentriert sich auf die Zwangsarbeit in zwei Werken des Elektrokonzerns AEG im Bezirk Wedding. Neben diesen drei Spaziergängen gibt es eine Fahrradtour durch Kreuzberg und Tempelhof, die unter dem Titel „Zwangsarbeit war überall“ die Allgegenwart der Zwangsarbeit dokumentiert. Die fünfte Tour schließlich, die mit der S-Bahn „Durch die Stadt der Lager“ führt, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Unterkünfte und Wege der Zwangsarbeiter in der Stadt.

Im Mittelpunkt jeder Tour stehen Selbstzeugnisse ehemaliger Zwangsarbeiter: Kurze Ausschnitte aus Video- und Audiointerviews oder niedergeschriebenen und von einem Sprecher vorgetragenen Berichten, ergänzt um persönliche Bilder, Dokumente und Erinnerungsstücke. Über alle Zeitzeugen informieren zusätzlich Kurzbiografien, die über ihre Berliner Zeit hinausgehen. Zu jeder Station der App wird eine kurze Zusammenfassung der geschichtlichen Hintergründe in Textform angeboten. Und nicht zuletzt: Alle App-Inhalte stehen auch in englischer Sprache zur Verfügung, was den Kreis der potenziellen Nutzer erheblich erweitert. Fassungen in weiteren Sprachen sind vorgesehen.

Alle Touren sind sowohl über eine Liste wie auch über eine Berlin-Karte navigierbar. Wählt man eine bestimmte Tour aus, erscheinen auf dem Screen die nötigsten technischen Informationen sowie die Namen der zu begehenden Stationen (Abb. 1), weiter unten erfährt man in einem kurzen Text Allgemeines zum Inhalt der Tour. Auf der Startseite einer jeden Station wird zuerst der Standort durch ein entsprechendes Bild und einen Hinweis angegeben (Abb. 2). Durch Scrollen nach unten kann man verschiedene Medien (Videos, Audios, Slideshows und einzelne Bilder) aussuchen und einzeln abrufen, alle zusammen verbinden sich zu einer ortsbezogenen Geschichte.



Abb. 1
Startscreen der englischen Variante
„Forced Labour. The Testimony-App by
Berlin History Workshop“, 2013.

Spurensuche im Zentrum der NS-Zwangsarbeit

Die ganze Stadt ist ein Museum, und der Berliner Stadtraum eignet sich ganz besonders für eine ortsbezogene Geschichtsvermittlung: Das historische Geschehen scheint hier dicht und Schicht auf Schicht abgelagert zu sein und kann sowohl an geschichtsträchtigen Orten wie am Brandenburger Tor oder in der Wilhelmstraße, als auch an vermeintlich unscheinbaren Gebäuden, alten Fabrikhallen oder Bahnhöfen neu entdeckt und abgelesen werden. Die App macht aufmerksam auf die offen sichtbaren und auf die zunächst unsichtbaren Spuren in dieser vielfach überbauten Stadt.



Abb. 2
Screenshot von Tour-Details der Tour
„Opfer und Täter“
in „Zwangsarbeit. Die Zeitzeugen-App der Berliner
Geschichtswerkstatt“, 2013.

Das nationalsozialistische Berlin war ein Zentrum der Zwangsarbeit: Zwischen 1938 und 1945 mussten eine halbe Million Menschen – Männer, Frauen und Kinder – in Berliner Fabriken, Dienststellen und Privathaushalten unter Zwang arbeiten, so viele wie in keiner anderen Stadt Europas. Die Berliner Jüdinnen und Juden waren die Ersten, die im Zuge der sich verschärfenden Diskriminierung Zwangsarbeit leisten mussten – für öffentliche Arbeiten bereits vor dem Krieg, nach 1940 in den Berliner Rüstungsbetrieben. Im Laufe des Krieges setzte der nationalsozialistische Machtapparat immer mehr Menschen aus den besetzten Gebieten zur Zwangsarbeit in der damaligen Reichshauptstadt ein, sowohl verschleppte Zivilisten als auch Kriegsgefangene und zuletzt Häftlinge der Konzentrationslager. Aus der deutschen „Volksgemeinschaft“ ausgegrenzt, lebten die Entrechteten in über 3000 Lagern, direkt vor der Haustür der Deutschen.

Die Erinnerungen jener unfreiwilligen Berliner stellen ein wichtiges Kapitel der Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus dar und vermitteln einen für viele vermutlich eher ungewohnten Blick auf die deutsche Hauptstadt, deren Einwohner und Geschichte.

Zeitzeugen und Archive

Den inhaltlichen Kern der App bildet die von den Menschen erlebte und in individuellen Narrativen wiedergegebene Geschichte. Im Zentrum standen also von Anfang an die Zeitzeugen, Frauen und Männer aus mehreren Ländern Ost- und Westeuropas. Das Einzige, was ihre im Detail sehr ungleichen Schicksale verbindet, ist ihr Zwangsarbeitseinsatz in der einstigen Reichshauptstadt. Ihre in mehreren Archiven aufbewahrten Erinnerungen stehen in unterschiedlicher Form zur Verfügung. Die meisten der in der App präsentierten Berichte gehören zur Spezi­alsammlung der Berliner Geschichtswerkstatt, die zwischen 1997 und 2010 als erste Einrichtung in Berlin die Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter, Frauen und Männer, gesammelt und deren Schicksale dokumentiert hat.⁸ In der App liegt der Schwerpunkt auf Zeitzeugen aus Osteuropa, unter denen jene aus Polen besonders zahlreich vertreten sind; 16 werden in der App zitiert.

Einem von ihnen, Józef Przedpełski, wird in der App eine eigene Tour gewidmet. Przedpełski wurde 1944 aus Warschau zusammen mit seiner schwangeren Frau nach Berlin verschleppt und bei der Deutschen Reichsbahn eingesetzt; in einem Lager erlebte er die Geburt seines Sohnes mit. Sein schriftlicher Bericht, zahlreiche private Fotografien und Dokumente, zwei Interviews von 2004 sowie die Dokumentation einer Vor-Ort-Begegnung von 2010 fügen sich als reichhaltiges Material zu einem biografischen Rundgang zusammen.

Andere Erinnerungsberichte stammen von Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion oder aus Tschechien: Josef Kroupa etwa arbeitete in einem Postamt am Anhalter Bahnhof und kommt vor dem noch erhaltenen Gebäude, heute ein Hotel, zu Wort. Sein Barackenlager lag im Wohnviertel Lichtenrade, im Garten nebenan feierten die deutschen Nachbarn ihre Familienfeste – das zeigt in der App ein zeitgenössischer Schnappschuss.

In diese vielstimmige Erzählung werden zudem Interviews aus dem Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte“ einbezogen.⁹ Olga S. aus der ehemaligen Sowjetunion erzählt in einem Video-Interview von 2005, wie sie wegen eines Fluchtversuchs im Polizeigefängnis am Alexanderplatz (heute steht dort das Kaufhaus Alexa) eingesperrt wurde. Janina Halina G. aus Polen äußert sich zu den Entschädigungszahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter; ihr Statement aus einem Video-Interview kann man sich direkt vor dem heutigen Sitz der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ anhören.

Auch jüdische Berliner von damals berichten über ihr Schicksal: Vor der Deportation – oder seltener: vor dem Untertauchen – wurden sie zur Zwangsarbeit verpflichtet. Ihre vollständigen Interviews sind im Visual History Archive der Shoah Foundation¹⁰ sowie im Online-Archiv „Zeugen der Shoah“¹¹ einsehbar.

⁸ 2012 wurde diese Sammlung dem Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide als Depositum übergeben.

⁹ <http://www.zwangsarbeit-archiv.de/index.html>.

¹⁰ <http://sfi.usc.edu>.

¹¹ <http://www.zeugendershoah.de/>.



Abb. 3
Screenshot von Station 1 der Tour „Opfer und Täter“ in „Zwangsarbeit. Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt“, 2013.

Um die Erfahrung der westeuropäischen Zwangsarbeiter in Berlin zu vermitteln, wurden zusätzliche Quellen recherchiert. Der französische Arzt François Besson betreute in der „Absonderungsstation“ des Urban-Krankenhauses in einer Kreuzberger Schule Tuberkulose-Kranke. Am heutigen Schultor wird ein Ausschnitt aus dem 2011 geführten Interview¹² präsentiert. Bereits publiziert ist die Erinnerung eines anderen Franzosen: Der spätere Journalist, Karikaturist und Schriftsteller François Cavanna war bei einer Treptower Firma eingesetzt, fuhr öfter mit der S-Bahn durch die Stadt und beobachtete ihren Alltag. Die Zeit seiner Zwangsarbeit in Berlin thematisierte er in seinem autobiografischen Roman „Les Russkoffs“, auf Deutsch: „Das Lied der Baba“.¹³ Am „Führerbunker“ wird das Lied „Tanzen auf dem Obersalzberg“¹⁴ gespielt, gewidmet ist es dem holländischen Zwangsarbeiter Rinus van Galen. Auch italienische Militärinternierte fehlen nicht in der App: Zu Wort kommen Mario Maturi¹⁵ und Cesarino Taccioli¹⁶, die in Berlin als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden und in Lagern in Kreuzberg und auf dem Flughafen Tempelhof untergebracht waren.

Der thematischen Differenzierung der Zeitzeugenberichte entspricht die Unterschiedlichkeit der besuchten Orte: Von berühmten Sehenswürdigkeiten wandert der App-Nutzer zu scheinbar unspektakulären Stadtvierteln, wo er vergessene Geschichten erfährt. Die friedliche Gegenwart wird eindrucksvoll mit der dramatischen Vergangenheit konfrontiert: Inmitten des touristischen Trubels am Alexanderplatz erzählt eine Zeitzeugenstimme von den letzten Kriegstagen in Berlin, von Chaos, Hunger und Artilleriebeschuss. Die Erinnerungen fördern Verborgenes zutage, wecken die Neugier und verleihen vertrauten Orten eine neue Bedeutung.

¹² Interview mit François Besson, 2011, Privataarchiv Weiß.

¹³ François Cavanna, Das Lied der Baba, Berlin 1988.

¹⁴ Johann Meijer, Von der Maas bis an die Memel. Lieder für Überlebende, 2003.

¹⁵ Erinnerungsbericht von Mario Maturi, 2004, Slg. BGW.

¹⁶ Erinnerungsbericht von Cesarino Taccioli, in: Tagesspiegel, 19. 10. 1999.

Eine Tour endet am Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneide, der zentralen Gedenkstätte zur NS-Zwangsarbeit in Deutschland. Dieser Vernetzungspunkt zu einem betreuten Erinnerungsort ist bewusst gewählt: Hier kann der App-Nutzer die neue, im Mai 2013 erst eröffnete Dauerausstellung „Alltag Zwangsarbeit 1938–1945“ besuchen.

Zeitgemäße Geschichtsvermittlung

Für die Quellen der Oral History schuf die Digitalisierung eine breite Palette von Auswertungs-, Dokumentations- und Anwendungsmöglichkeiten auf Websites, in sozialen Netzwerken, DVDs und Online-Archiven. Die Smartphone-Applikation stellt die Digitalisate in eine neue Beziehung zum öffentlichen Raum: Im kleinen Format ermöglicht sie einen medial unterstützten Umgang mit historischen Spuren in der Stadt und zugleich eine anschauliche Verortung von Zeitzeugen-Erinnerungen. Gerade auch für Schüler eignet sich die Zeitzeugen-App für eigenständige Erkundungen, nicht zuletzt auf Klassenfahrten und Kursreisen nach Berlin.

Die Möglichkeit von Updates mit Korrekturen, Aktualisierungen oder auch Erweiterungen um zusätzliche Touren macht Apps zu einem dauerhaft bearbeitbaren Bildungsmedium. Recherchen, Medienproduktion und Programmierung sind allerdings noch teuer. Bei der Konzeption müssen Probleme wie verschiedene Softwareplattformen und Bildschirmgrößen, unterschiedlich gute Netzabdeckungen, Download-Geschwindigkeiten und Roamingkosten der Nutzer berücksichtigt werden. Angesichts der auf einige Minuten begrenzten Aufmerksamkeitsspanne macht nur eine strikte Auswahl die zu vermittelnden Inhalte überhaupt rezipierbar.

Nicht zuletzt hat das neue Medium mit einigen Vorbehalten zu kämpfen, insbesondere seitens der über 40-Jährigen, die sich nicht zu den *Digital Natives* rechnen. Für die jüngeren Nutzer bietet die Zeitzeugen-App dagegen einen zeitgemäßen Zugang zur Geschichte der Zwangsarbeit, zu den Erinnerungen der Zeitzeugen und zur fremden – oder auch eigenen – Stadt.

Postskriptum

Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt wurde aus Kostengründen zunächst nur für das iOS-Betriebssystem von Apple programmiert. Apple wurde ausgewählt, da es noch immer die stabilste Umgebung für Multimedia-Anwendungen vor Ort bietet. Als unerwartetes Problem gestaltete sich dann aber die Aufnahme der Zeitzeugen-App in den firmeneigenen App Store, die in diesem Fall fast drei Monate dauerte. Der Auskunft eines Developers zufolge war Apple besorgt, dass einige historische Bilder mit Hakenkreuzfahnen gegen deutsches Recht verstoßen könnten. Da sich die Prüfung der Rechtslage durch Apples Anwälte in die Länge zog, tauschte die Projektgruppe der Geschichtswerkstatt darauf hin einige Bilder aus, ohne damit auf eine angemessene historische Kontextualisierung der Erinnerungsberichte zu verzichten. Eine Bereitstellung der Zeitzeugen-App für das Betriebssystem Android ist für Frühjahr 2014 geplant.



Nicolas Apostolopoulos · Cord Pagenstecher (Hrsg.)

Erinnern an Zwangsarbeit

Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt

 METROPOL

Dieses Buch wird voraussichtlich im Dezember 2013 im Metropol-Verlag erscheinen, 296 Seiten stark sein und 22,00 EURO kosten.

Stolpersteinrundgang in Lichtenrade Gedenken, Informieren und Putzen

Ruth Zantow

Als wir bei unserer Planung für das Jahr 2013 die Termine für die von uns als Geschichtswerkstatt Lichtenrade angebotenen Rundgänge festgeklopft haben, ging es mehr um die Terminfindung innerhalb unserer Gruppe, als um den historischen Tag und das besondere Datum, an dem unser Stolpersteinrundgang stattfand:

Der 9. November 1938, die so genannte Reichspogromnacht, jährte sich in diesem Jahr zum 75. Mal. Dieser unerfreuliche Jahrestag war in Berlin Anlass für zahlreiche Aktionen im Rahmen des Projektes „Zerstörte Vielfalt“. Unter dem Motto „Berlin putzt Stolpersteine“ hatten das Land Berlin und die Berliner Stolperstein-Initiativen zu einer stadtweiten Aktion am 9. November aufgerufen.

Weder von diesem Aufruf hatten wir als Projektgruppe der Berliner Geschichtswerkstatt bei der Planung unseres Rundganges etwas mitbekommen, noch von der neuen Stolperstein-Webseite, die - inklusive einer interaktiven Stadtkarte - in diesem besonderen Jahr online ging (<http://www.stolpersteine-berlin.de>). Dennoch: Auch wir waren mit unserem Rundgang dabei und auch wir haben geputzt.

Immer wieder hatten uns Lichtenrader Bürger und Bürgerinnen darauf hingewiesen, dass die Steine nicht mehr glänzten oder gar verschmutzt waren. Immer wieder waren wir dabei mehr oder weniger aufgefordert worden, die Steine zu putzen und haben immer wieder darauf hingewiesen, dass die 33 Stolpersteine, die in Lichtenrade verlegt sind, zwar auf unseren Recherchen beruhen, aber doch nun (Zitat Günter Demnig bei der Verlegung 2007) „ein Geschenk für die Bürgerschaft Lichtenrades“ sind und Jede/r, der sieht, dass ein Stein neuen Glanz nötig hat, doch gern selbst Hand anlegen dürfe.

Nun, zum Jahrestag der Pogrome wollten sicher auch einige der Teilnehmenden an der Aktion die Gelegenheit zur Information beziehungsweise zum Gedenken nutzen und manche wollten sicher durch das Putzen auch ihre persönliche Betroffenheit zum Ausdruck bringen. In Lichtenrade haben wir es pragmatisch gelöst. Gleich zu Beginn des Rundganges wurden die Standorte unter den bereitwilligen Helfern und Helferinnen aufgeteilt und an den drei Standorten, an denen wir exemplarisch bei unserem Rundgang berichteten, putzten wir selbst.



Große Aufmerksamkeit während des Rundgangs
Foto: Andreas Bräutigam

Uns geht es bei unserer Geschichtsarbeit nicht nur um das bloße Gedenken, sondern immer vor Allem um die Vermittlung der Erkenntnis, dass die Naziverbrechen direkt vor der Haustür der Menschen stattgefunden haben und dass doch so viele, die das Unrecht nicht wahrnehmen wollten oder konnten ein Stück Mitverantwortung daran trugen, dass es überhaupt möglich wurde. So wie jede/r auch heute in der aktuellen Gegenwart aufgerufen ist, verantwortungsvoll und achtsam mit seinen Mitmenschen umzugehen. Die aktuelle Debatte um die Flüchtlinge, die in verschiedenen Berliner Bezirken untergebracht werden (sollten), ging auch am beschaulichen Lichtenrade nicht vorbei. Gerade Humanität und Nächstenliebe sollten nicht nur rückwärts gewandt betrachtet werden und im realen Leben vor der eigenen Haustür enden.

Die Absurdität der nationalsozialistischen Rassenideologie wird in Lichtenrade an zwei Beispielen übrigens besonders deutlich:

Die evangelische Diakonisse und als Missionarstochter 1875 in Konstantinopel geborene Sarina Djuk wird aufgrund ihrer vier jüdischen Großeltern als Jüdin verfolgt. Ihre Kirche und das Diakonissenhaus Gottestreue schaffen es nicht, sie zu schützen. Sie muss an ihrer Tracht den Stern tragen, darf nicht mehr mit den anderen zum Essen gehen und wird schließlich von der Gestapo verhaftet und in Theresienstadt ermordet. Ihr Stolperstein liegt vor dem ehemaligen Diakonissenhaus in der Mozartstraße 22.



Während Rundgangs werden die ersten Stolpersteine geputzt
Foto: Andreas Bräutigam

seiner Frau Hildegard und der kleinen Tochter Ruth in Majdanek ermordet wurde, nachdem ihm die Emigration nicht gelungen war, überlebte der Jüngere (in den letzten Monaten versteckt) in Berlin.

Eine besondere Bedeutung haben für uns die Stolpersteine für die Familie Braun. Julius und seine Frau Gertrud heirateten 1907. Mit der Heirat war die Frau von der evangelischen zur jüdischen Religionsgemeinschaft übergetreten. Aufgrund ihrer „arischen Abstammung“ ist sie zunächst der Schutz für die ganze Familie und besonders für ihren Mann.

Die Kinder aber galten trotz der arischen Mutter aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft als „Volljuden“.

Während der ältere Bruder Werner, der auch politisch aktiv war, mit

Zur Familie Braun haben wir ein besonders freundschaftliches Verhältnis aufbauen können. Gerhard und Ursula Braun, die Geschwister von Werner und Hildegard (Hochzeitstag 09.11.1938!), waren schon während der Nazizeit ein Paar und heirateten 1945. Ursula Braun, eine der Frauen, die in der Rosenstraße bei der sogenannten Fabrikaktion die Freilassung ihrer Männer erkämpft hatten, ist kürzlich im Alter von 91 Jahren verstorben. Bei ihrer Trauerfeier bedankten sich die Enkel für ihren Mut, denn ohne, dass sich ihre Großmutter für die Freilassung ihres Freundes (des Großvaters) eingesetzt hätte, wären sie nicht auf der Welt.

Die Bewohnerin im ehemaligen Haus der Familie in der Beethovenstraße 29, kannte die alten Brauns noch. Sie kam, während wir putzten, an die Gartenpforte und berichtete von ihren Erinnerungen an die Familie.

So war unser Rundgang eine gelungene Aktion und eine gute Mischung aus Gedenken, Information, Putzen und Begegnungen. Wir bedanken uns bei allen Teilnehmenden und Putzwilligen.



Nun glänzen sie wieder
Foto: Andreas Bräutigam

Wer uns und unsere Arbeit näher kennenlernen will, sei schon jetzt zu unserer nächsten Veranstaltung in Kooperation mit der SPD-Bundestagsabgeordneten Mechthild Rawert am 26.01.2014 eingeladen. Hier beschäftigen wir uns mit dem ehemaligen Außenlager des KZ Sachsenhausen, welches es in Lichtenrade gegeben hatte.

Die langsame aber stetige Zerstörung eines Denkmals - die zerstückelte East Side Gallery in Friedrichshain

Jürgen Karwelat

Zwei Großbauten mit einer Höhe von 63 Meter und einer Länge von über 150 Meter werden den Mauerpark zerstückeln und die East Side Gallery optisch bedrängen.

Mit der Geschichte der Mauer, ihrem weitgehenden Abriss, der Erhaltung von Teilen und der Diskussion um die Kennzeichnung des Verlaufs der Berliner Mauer ist die Berliner Geschichtswerkstatt schon seit vielen Jahren beschäftigt.



Goltzstraße 49, 1000 Berlin 30

Gründungsaufruf der Initiative
"Die Mauer muß bleiben"

Berlin, den 30.10.1989

Die Mauer muß weg?
Nein, die Mauer muß bleiben!

Wir begrüßen die politischen Veränderungen in der DDR und hoffen, daß es gelingt, eine demokratische und gerechte Gesellschaftsordnung aufzubauen, in der die politischen und sozialen Rechte einer jeden Bürgerin und eines jeden Bürgers garantiert sind. Symbol der Unterdrückung elementarer Bürgerrechte ist seit 28 Jahren die Berliner Mauer. Die Zeit wird über sie hinweggehen, da sind wir ganz sicher. Werden die Grenzen eines Tages geöffnet, warnen wir aber schon jetzt vor einer kulturellen Barbarei: Reißt die Mauer nicht ein!!

Fast 30 Jahre Existenz haben die Mauer zum berühmtesten Bauwerk der Stadt und zu einem einzigartigen politischen und kulturellen Denkmal gemacht. Die Mauer ist außerdem die größte Wandzeitung der Welt, ein wunderbares Terrain für Maler und Aktionskünstler. Mit der Öffnung der Mauer steht mit einem Schlag doppelt soviel Wandfläche zur Verfügung, da das Bauwerk auf der anderen Seite noch jungfräulich ist. Machen wir die Mauer jetzt durchlässig! Durchgänge für Fußgänger, Radfahrer, Züge und Autos soll es geben.

Wir fürchten, der Kampf wird hart werden. Autofahrerlobby, Bodenspekulanten und Kulturbanausen werden den Abriß der Mauer fordern. Deshalb ist es notwendig, schon jetzt die Stimme zu erheben: Laßt die Mauer stehen!

Wer unseren Aufruf unterstützt, der melde sich bitte bei uns.

hier die geschäftsführende Anschrift

Jürgen Karwelat

Die Berliner Geschichtswerkstatt hatte sich bereits am 30. Oktober 1989, also 10 Tage vor dem Mauerfall, mit einem provokanten Aufruf „Die Mauer muss bleiben“ an die Öffentlichkeit gewandt und gefordert, dass die Mauer als Denkmal zur Erinnerung an eine verfehlte Politik erhalten werden muss, wenn eines Tages die Grenzen geöffnet werden.

Wie wir wissen, kam es anders. Einheimische, wie auch Touristen beklagen diesen Zustand. Die Mauer wurde nach dem Mauerdurchbruch des 9. Novembers 1989 nahe vollständig beseitigt.

Die einige Jahre später nur an einigen Stellen durchgeführte Kennzeichnung durch Doppelsteinreihen ist völlig unzulänglich und erschließt sich nur Experten oder Leuten, die zufällig auf eine der wenigen Erklärungstafeln stoßen, die in den Boden eingelassen sind.

Lediglich an drei Stellen ist die Mauer noch in etwa in ihrem Ursprungszustand erhalten: an der Bernauer Straße in Berlin-Mitte, in der Niederkirchnerstraße in Kreuzberg und an der East Side Gallery in Friedrichshain, wo im Frühjahr 1990 über 118 Künstler aus 28 Ländern die auf Ostberliner Seite befindliche Hinterlandmauer bemalten. Bereits im November 1991 wurden das 1316 Meter lange Bauwerk unter Denkmalschutz gestellt. Seit dieser Zeit entstand auf der Fläche zwischen Hinterlandmauer und Spree eine Grünfläche mit einigen spontan gewachsenen Bäumen. Die East Side Gallery ist ein der größten Touristenattraktionen der Stadt. Nahezu zu jeder Tages- und Nachtzeit sind hier Gäste aus der ganzen Welt anzutreffen, die hier die letzten Reste der Grenzbefestigung und dieses Kunstwerk betrachten wollen.

Im Juli 2006 wurde im Rahmen des Investorenprojektes Mediaspree mit dem Bau der Mehrzweck-Veranstaltungshalle O2-World ein etwa 41 Meter langes Teilstück der East Side Gallery herausgelöst und 50 Meter westwärts im ehemaligen Todesstreifen aufgestellt. Zwei weitere kleine Durchbrüche finden sich am Anfang und am Ende der East Side Gallery.

Nun ist der Gesamteindruck der bemalten Hinterlandmauer endgültig in große Gefahr geraten. Es sieht ganz so aus, dass die drei geplanten Bauprojekte, von denen eines schon auf ca. 10 Meter Höhe angewachsen ist, einem der berühmtesten Bauten der Stadt den Todesstoß geben werden.

Im Mai 2005 hatte der Bezirk Friedrichshain einen Bebauungsplan festgesetzt, in dessen Geltungsbereich große Teile der East Side Gallery liegen. Der Bebauungsplan sieht sowohl die Wiedererrichtung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Brommybrücke über die Spree als auch eine Wohnbebauung auf dem in den letzten Jahren entstandenen Mauerpark vor. Trotz Protesten zahlreicher Organisationen, Einzelpersonen und auch des Bezirks Friedrichshain-Kreuzberg schaltete sich die Senatsverwaltung für Bau oder gar der Regierende Bürgermeister Wowereit nicht ein, die sich abzeichnende Katastrophe durch Vergabe eines Ersatzgrundstücks an die Investoren zu verhindern.



63 Meter hoch wird der Wohnturm mit Luxuswohnungen
Foto: Jürgen Karwelat

Am Morgen des 1. März 2013 begannen die Baumaßnahmen für die Brücke und ein Wohngebäude, das auf zwei Meter an die East Side Gallery heranrücken wird. Der Bauherr Maik Uwe Hinkel hat eine gültige Baugenehmigung. Was kaum bekannt ist: Mit dem Kauf des Grundstück hat er auch die Mauerstücke gekauft, die auf dem Grundstück stehen! Mehrere Mauersegmente wurden zwecks einer Baustellenzufahrt für LKW aus der Mauer heraus genommen.



Beton zerstört die East Side Gallery:
Der Neubau auf dem Mauerstreifen
Foto: Jürgen Karwelat

Auch die schwerwiegenden Bedenken des Landesdenkmalamtes wurden beiseite geschoben. Zwar wurden am 1. März 2013 die Bauarbeiten wegen des Protestes von etwa 400 Demonstranten eingestellt, dann aber im Laufe der Wochen fortgesetzt. Am 17. März 2013 nahmen etwa 6.000 Menschen an einer Protestdemonstration teil, nicht auszuschließen ist allerdings, dass ein Großteil der Demonstranten wegen des Schauspielers und Sängers David Hasselhoff gekommen war, der hier sein Lied „Looking for freedom“ schmetterte und sich damit für die Erhalt der East Side Gallery einsetzte. Eine weitere Demonstration im Mai 2013 zählte weit weniger Personen. Trotzdem ließ sich das Bündnis „East Side Gallery“, das im von der Künstlerinitiative East Side Gallery e.V. und weiteren Unterstützern getragen wird, nicht entmutigen. Auch die Berliner Geschichtswerkstatt hat sich dem Bündnis angeschlossen. Anfang September 2013 war auf Einladung des Bündnisses der Musiker

Roger Waters der Rockgruppe Pink Floyd an der Mauer, um für die Erhaltung der East Side Gallery zu demonstrieren. Er war in der Stadt, weil am 4. September 2013 im Olympiastadion seine Bühnenshow „The Wall“ aufgeführt wurde. In der Berliner Zeitung wurde er mit den Worten zitiert: *„Ich bin normalerweise nicht dafür bekannt, dass ich den Erhalt von Mauern unterstütze, aber diese hier ist eine Ausnahme. Sie sollte ein ständiges Denkmal werden. Es muss Denkmäler geben, die an die dunklen Tage des Kalten Kriegs erinnern.“* (Berliner Zeitung 3.9.2013). Am 9. November 2013, dem Jahrestag des Mauerdurchbruchs, hatte das Bündnis erneut zu einem Protesttag aufgerufen. Auch die Berliner Geschichtswerkstatt beteiligte sich mit einem Wortbeitrag.

Die Chancen, die schon geschaffenen Tatsachen und die weitere geplante Bebauung zu verhindern, stehen allerdings denkbar schlecht. Der vom Investor Maik Uwe Hinkel geplante 63 Meter hohe Wohnturm „Living Levels“ mit Luxuswohnungen ist mittlerweile auf die 3. der 14 geplanten Etagen angewachsen.

Es ist auch damit zu rechnen, dass es auf dem Nachbargrundstück zum Baubeginn kommen wird. Ein israelischer Investor plant dort die Errichtung eines Hotels. Mit diesen Bauten wäre der Mauerpark erschlagen und zerstückelt, die East Side Gallery in ihrer optischen Wirkung wesentlich entwertet. Der Rohbau steht nur ca. zwei Meter von der Mauer entfernt. Das Bündnis versucht derweil mit Anzeigen wegen Verstoßes gegen § 10 des Denkmalschutzgesetzes den Baufortgang zu verhindern. Es stellt sich nur die Frage, ob die Berliner Verwaltung es wagt, mit dieser Rechtsgrundlage ein schon begonnenes Bauvorhaben, für das eine gültige Baugenehmigung vorlag, zu stoppen. Das kann teuer werden. Noch teurer ist allerdings der langfristige Preis, den Berlin für die endgültige Zerstörung dieses politischen Denkmals zahlen muss!

Vielleicht kommt jetzt aber noch einmal Bewegung in die Sache. Nach den ersten Veröffentlichungen über diesen Bauskandal an der Spree meldeten sich mehrere ehemalige DDR-Bürger, die sich an den Investor Maik Uwe Hinkel erinnerten. Sie identifizierten ihn als einen inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Laut deren Aussage hatte er als IM „Jens Peter“ in den 1980er Jahren in Zwickau gespitzelt und Berichte über Nachbarn verfasst. Das brachte Harald Schmutzler 1988 für zwei Jahre ins Gefängnis. Hinkel bestritt die Beschuldigungen. Schmutzler bleibt aber bei seiner Behauptung, da er nach seinen Angaben bei der Stasi-Unterlagenbehörde 65 Berichte des IM „Jens Peter“ fand. Schmutzler wird im „Spiegel“ vom 10. April 2013 wie folgt zitiert: *„Ich brauchte mir von der Stasi-Unterlagenbehörde nicht einmal den Klarnamen entschlüsseln zu lassen, so eindeutig sind die handschriftlich unterzeichneten Dokumente.“*

Am 16. November 2103 berichteten mehrere Berliner Zeitungen, dass die Stasi-Unterlagenbehörde jetzt insgesamt 300 Seiten Material über Hinkel zusammen gestellt und diese freigegeben habe, nachdem Hinkel vergeblich versucht hatte, die Veröffentlichung durch einen Gerichtsbeschluss, es ging bis zum Oberverwaltungsgericht, zu verhindern. Nach diesen Unterlagen hatte Hinkel vorwiegend die katholische Studentengemeinde in Sachsen und Westbesucher bespitzelt.

Treppenwitz der deutschen Geschichte: Ein ehemaliger Spitzel des Ministeriums für Staatssicherheit lässt ein Haus mit Luxuswohnungen im ehemaligen Todesstreifen errichten und zerstört damit die Erinnerung an Mauer, Tod und ein Unrechtsregime. Der Senat ist gefordert, dass Berlin dies erspart bleibt.



Protest am 10.11.2013: Mauerkünstler Kani Lavi bringt eine temporäre Bemalung an die Mauer
Foto: Jürgen Karwelat



Der Künstler aus Italien vor der East Side Gallery
Foto: Jürgen Karwelat

Ein unbekannter italienischer Künstler, der am 9. November 2013 an der Protestaktion gegen die Zerstörung der East Side Gallery teilnahm, trug folgendes Gedicht vor:

Here is the poet
Sitting down the wall
Watching the rubble of all world
That shines under its ruins

Here is the poet
Who wants to meet him?
They are gone to shop.

Today just behind the wall
They are killing your dreams
They are destroying the memory
And the history of this city Berlin.

Instead of a memorial park
They are building luxurious aptus up!
The dream has become a nightmare!
They East Side Tragedy

Please, with my repeats
Where did you put your Dreams Berlin?
Where did you put your Dreams Berlin?
Where did you put your Dreams?

„Chancen und Möglichkeiten einer zeitgeschichtlichen Archäologie“

Beate Winzer

Seit dem vergangenen Jahr finden auf dem Tempelhofer Flugfeld archäologische Grabungen statt. Aufgrund der Initiative des Fördervereins hat die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Gelder freigegeben, um die vom Förderverein angegebenen Barackenstädte für ZwangsarbeiterInnen zu erkunden. Als Ergebnis wurden einige Baracken der sog. *Lilienthallager* der Lufthansa und der Deutschen Arbeitsfront (DAF) entdeckt, Barackenlager des sog. *Manfred-von-Richt-hofen-Lagers* der Telefunken, der Luftwaffe, der WeserFlug GmbH und anderer. Hauptsächlich wurden die Grabungen angeregt, um die Existenz der Barackenstädte als nicht von Bebauung oder Nachnutzung betroffenen historischen Orte zu belegen. Ziel war, die Orte als Bodendenkmale auszuweisen und in eine künftige Gedenkstätte des 20. Jh. mit Schwerpunkt NS zu integrieren. Darüber hinaus hoffte der Verein, die Archäologie wäre in der Lage, den Alltag der Menschen plastisch darzustellen, die im Nationalsozialismus als ZwangsarbeitInnen nach Berlin verschleppt wurden. Zugleich sollte das Nebeneinander von Tätern und Opfern, so in der Kantine am Alten Flughafen, sichtbar gemacht werden.

Bei den Grabungen machte das Grabungsteam unter Leitung von Prof. Susan Pollock und Prof. Reinhard Bernbeck (beide FU Berlin) auch Funde aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und der Alliierten Besatzung. *"Wir hätten genug für eine Gedenkstätte"*, so Reinhard Bernbeck. Damit könnten die Hoffnungen des Vereins bestätigt werden, doch leider sieht das Landesgesetz nicht vor, dass aus Bodendenkmälern auch automatisch Gedenkorte werden. Zudem existiert das Fach "zeithistorische Archäologie" in Deutschland noch gar nicht. Für das Fach ist daher das "Wie" bislang wesentlich entscheidender, als der Förderverein annahm. Ausgehend von den Ausgrabungen in Polen und Österreich aber auch Brandenburg, waren wir davon überzeugt, das es einfach sei, die Fundstücke gemeinsam mit dem Landesdenkmalamt Berlin in eine Gedenkstätte zu integrieren. Da wir insgesamt große Hoffnungen auf die frühneuzeitlich bis zeithistorische Archäologie, die begleitende zeithistorische Kulturanthropologie und Ethnologie setzen, waren wir überrascht, auf welche ungelösten Fragen und Konflikte wir dabei stießen.



Prof. Dr. Susan Pollock und Prof. Reinhard Bernbeck mit ihren Grabungsteams der FU Berlin, FB vorderasiatische Archäologie und der oberen Denkmalbehörde Berlins
Foto: Globale Medienwerkstatt

Daher versteht sich dieser Beitrag als Beitrag zum Diskurs um die zeithistorische Archäologie und weniger als Bericht über die gemeinsamen Aktivitäten und bisherigen Funde.



Prof.Dr. Susan Pollock mit Mitgliedern des Grabungsteams
Foto: Globale Medienwerkstatt

Im Sommer 2013 hatten wir gemeinsam mit mehreren ArchäologInnen und zivilgesellschaftlichen Initiativen wie uns, eine Tagung im Rathaus Schöneberg organisiert. Einleitend wurde kurz von Reinhard Bernbeck dargestellt, was in den U.S.A. als historische Archäologie gilt, nämlich zunächst eine Archäologie der Zeit nach Europas Kolonisierung des amerikanischen Kontinents, also nach 1492. Doch hat sich die „Historical Archaeology“ ausgiebig seit den 1970er Jahren mit ihren spezifischen Quellen und dem Mehrwert, den sie einer Historio-

graphie bringen kann, beschäftigt. Aus diesen immer wieder geführten Diskussionen ergab sich eine deutliche Schwerpunktsetzung. Archäologie hat aufgrund ihrer materiellen Quellen aus dem Alltag die Möglichkeit, gerade die Geschichte derjenigen zu schreiben, die keine schriftlichen Dokumente hinterlassen haben – das sind in der U.S.-Geschichte seit 1492 vor allem drei Gruppen: aus Afrika eingeschleppte Sklaven (z.B. Singleton 1995; Leone 2005), die weitgehend vertriebenen und unterdrückten Native Americans (Lightfoot 2004; Silliman 2004), sowie die Arbeiterklasse. Die intensive Beschäftigung mit diesen Gruppen hat dazu geführt, dass „Historical Archaeology“ in den U.S.A. ein Fach ist, das sich vor allem mit denen auseinandersetzt, die sonst in der Geschichtsschreibung totgeschwiegen werden. Ob es sich um die Analyse von Haushalten, kapitalistischen Strukturen oder den Relationen zwischen Zuwanderern und Native Americans handelt: „Historical Archaeology“ hat den Status einer „bottom-up history“ (Orser 2010, 118). Damit ist diese Sparte der Archäologie auch potenziell selbst subversiv und hat in den U.S.A. derzeit einen stark kapitalismuskritischen Charakter (z.B. Larkin/McGuire 2009).

Reinhard Bernbeck beschränkt diesen chronologischen Rahmen im us-amerikanischen Diskurs auf das 20. Jahrhundert, so ist in den USA, wie er erläutert, eine Archäologie der "späten Moderne" eng mit zwei anderen, ebenfalls neu entstandenen Themenfeldern verknüpft: global ist eine Archäologie der Moderne von Argentinien über Spanien bis Äthiopien und Iran insoweit postkolonial, als sie sich großenteils mit Ereignissen und Strukturen beschäftigt, die Folgen des Kolonialismus sind (s.a. Liebmann/Rizvi 2008). In Europa, vor allem in Großbritannien, ist die als Modeerscheinung zu bezeichnende „Conflict

Archaeology“ stark mit einer Archäologie der Moderne verzahnt, wobei eine seit dem Jahr 2005 existierende Zeitschrift *Journal of Conflict Archaeology* Kriege, Gewalt und Verbrechen von der Antike bis heute behandelt. Die starke Fokussierung auf Konflikte, sicher auch ein Merkmal einer „Archäologie der Nazi-Zeit“, kann aber auf Abwege führen. Eine solche „Kerker-Archäologie“ (z.B. Beisaw/Gibb 2009; Myers/Moshenska 2011) riskiert, in den Sog der Vergleiche unterschiedlicher Opfergruppen zu geraten, eine auch im Zusammenhang mit den Nazi-Verbrechen nicht unbekannt Problematisierung (Cullen 1999, Morsch 2010). Damit ist die - wie in der äußerst populären Totalitarismus-Theorie der Geschichtswissenschaften - Gefahr vorhanden, dass individuelle Leid Einzelner gegeneinander aufzuwiegen, während die Systeme, Strukturen und Staaten aus dem Blickfeld geraten.

Insgesamt lässt sich aus Sicht Reinhard Bernbecks festhalten, dass es nicht das Ziel einer historischen Archäologie - und damit wohl auch einer „Archäologie der Nazi-Zeit“ - sein sollte, das schon Bekannte zu illustrieren, sondern zu erschließen, was sonst verborgen bleibt. Aus einer humanistischen Sicht handelt es sich dabei um die Vergessenen, die Unterschichten und die Ausgebeuteten. Der Förderverein, der vor allem die "vergessenen KZ-Häftlinge des SS-Gefängnisses und KZ Columbia", die Tausende von ZwangsarbeiterInnen, die Tausende von Kriegsgefangenen, die "Russenslager" in den Mittelpunkt seiner Forschungen stellt, stimmt in diesem Ziel völlig mit den Grabungsleitern überein.

Um in Deutschland (und Europa) eine "historical archaeology" zu etablieren, ist es notwendig, zu klären, was speziell eine zeithistorische und vor allem "Nazi-Archäologie" ist. Prof. Claudia Theune von der Universität Wien zufolge erscheint der Begriff einer „Archäologie der Nazi-Zeit“ als zu eng, da dies nur einen ganz kurzen Zeitraum umfasst, nochmals aufgliedert je nach Land in kleinere Abschnitte der 12 Jahre Hitler-Diktatur, je nachdem, ob aus der Perspektive Ungarns, Polens, Frankreichs oder anderer Regionen und Nationen geforscht und gesprochen wird. Zudem ist damit nicht einmal der über-



greifende Charakter der NS-Zeit aufgegriffen, da der Achsenstaat Japan 1937 mit dem Angriff Chinas den zweiten Weltkrieg begann. Eine europäische Sichtweise und Beschränkung auf das "reichsdeutsche Gebiet" oder die besetzten Staaten in Europa muss zwangsläufig zu Schwierigkeiten führen. Dieses Problem führt nach Claudia Theune zur Frage nach einem allgemeinen Rahmen: geht es bei den Versuchen, Orte der Nazi-Zeit archäologisch zu erfassen, um methodisch-interpretative Probleme, die die gesamte Neuzeit betreffen (Theu-

Der "Schnitt" auf dem Grabungsabschnitt.
Alle Bilder am Columbiadamm, entlang des sog. "Manfred von Richthofen-Lagers", der Weserflug u.a.
Foto: Globale Medienwerkstatt

ne2010)? Die für eine Archäologie der Zeitgeschichte insgesamt, ja für jede historische Archäologie typisch sind? Und verschließt nicht der auf die NS-Zeit begrenzte Blick die Perspektive auf potenzielle Kontinuitäten, vor allem auch zu späteren Zeiten, oft archäologisch als „Nach“-Nutzungen schon semantisch von der Nazi-Zeit abgegrenzt? Ronald Hirte hatte bereits auf einer Tagung im April von einer „Zeitgeschichtlichen Archäologie“, gesprochen, ein Begriff, der HistorikerInnen, historisch Interessierten und ArchäologInnen als chronologisch zu knapp angesetzt erschien. Susan Pollock wies darauf hin, dass „Historische Archäologie“ – wie im US-Amerikanischen – sich sinnvoller an die Vorgeschichte anschließen würde. Nach Reinhard Bernbeck aber kollidiert diese Einteilung mit dem europäischen Verständnis einer Klassischen und Vorderasiatischen Archäologie sowie der Ägyptologie, die traditionell alle mit Schriftdokumenten arbeitende Archäologen sind. Das wiederum leuchtet den HistorikerInnen nicht ein, da auch und gerade in Europa lange Phasen ohne Schrifttum nach der Klassischen Antike existiert hatten. Im Gegenteil ist eine solche Einteilung akzeptabel, da nicht einmal in den freien Städten nördlich von Sachsen vor und während der Bauernkriege Schulbildung üblich war. Sie beweist den Unterschied zwischen herrschenden Klassen und Unterschichten auch in den freien Städten. Erst nach preußischen Eroberungskriegen und den Bedarfen der Industrialisierung wurde eine allgemeine Schulbildung üblicher.



Innenansicht des "Schnitts" entlang der Baracken-Fundamente
Foto: Globale Medienwerkstatt

Wie Claudia Theune weiter ausführte, gehen die Ursprünge einer zeitgeschichtlichen Archäologie in Europa auf Arbeiten in Katyn, Witten-Annen, im Gelände der „Topographie des Terrors“ (Hämer 1989) aber auch auf Arbeiten zu Durchgangslagern in den Niederlanden in den 1980er Jahren zurück. Schon vorher war die Aufgabe des Denkmalschutzes klar, wozu neben Bau- und Denkmalpflege eben auch die Bodendenkmalpflege gehört. Problematisch ist dabei die durch die Kulturhoheit der Länder 16 Mal unterschiedliche Gesetzgebung der Bundesländer. Auch der geographische

Rahmen „Deutschland“ ist aber zu eng gesetzt – eine sich mit der Neuzeit befassende Archäologie sollte, dem Subjekt gemäß, europäisch, nicht landesbezogen sein, ein Gedanke, der vermehrt auch im Diskurs um Gedenken geäußert wird (Leggewie/Lang 2011, Hirte u.a. 2011), potenziell aber als ein Entlastungsmanöver für historische Schuld seitens der Nachkommen der NS-Bevölkerung auslegbar ist, ganz im Sinne Walser'scher Anti-Erinnerungspolemiken (Kunstreich 1999).

Einschätzungen darüber, wie sich eine solche Archäologie der gesamten Neuzeit in Deutschland entwickeln wird, differieren. Claudia Theune ist recht optimistisch und sieht einen schon in Gang gekommenen Diskurs samt Projekten, getrieben neben wenigen Universitäten wie vor allem Wien, aber auch Bamberg und Kiel, durch die Landesdenkmalämter und deren gesetzliche Pflicht des Ausgrabens auch von rezenten Bodendenkmälern. Angesprochen auf die Möglichkeiten des Landesdenkmalamtes Berlin, sagte dessen Leiter, Prof. Jörg Haspel, dass das Landesdenkmalamt in Berlin eine nachgeordnete Behörde sei. Zum einen läge das Kürzungspotential nach Willen des Landes Berlins in den vergangenen 20 Jahren in der massiven Verringerung der Verwaltung. Zum anderen schwinde das Interesse des Landes, in Denkmalschutz und Bodenflege zu investieren. Prof. Haspel sprach sich klar für die Einrichtung einer solchen Disziplin in Deutschland, vor allem in Berlin aus. Ohne Personal und politische Unterstützung sei ein solches Wissenschaftszentrum, das ihm vorschwebte, nicht möglich. Reinhard Bernbeck äußert sich am negativsten: Ein Diskurs existiere noch gar nicht und es würden noch einige Jahre vergehen, bis eine Archäologie der Moderne in deutschsprachigen Kreisen so selbstverständlich als Disziplin ernst genommen wird wie in den U.S.A.

Das Beispiel der unterirdischen Flugzeugfabrik Kahla

Unbemerkt vom Vorreiter Brandenburg setzt auch das Land Thüringen auf die Erforschung der materiellen Reste aus der Zeit des Nationalsozialismus. Wie von Markus Gleichmann, Vorstand des Geschichts- und Forschungsverein Walpersberg e.V. berichtet, wurden in Thüringen komplette Produktionen verlagert. So entstand in Walpersdorf nach den flächendeckenden Bombardierungen auch der Reichshauptstadt und Zentrum der Flugzeugproduktion für die Luftwaffe, ein Komplex aus zehn Haupt- und 18



Freigelegte Baracken-Fundamente
Foto: Globale Medienwerkstatt

Nebenlagern. Aufgrund der positiven Resonanz der Stadt Kahla und dem Interesse des Landes Thüringen hatte die zivilgesellschaftliche Initiative keinerlei Schwierigkeiten, die Geschichte zu erforschen.

Der Errichtung der europäischen Gedenkstätte, ein ähnliches Projekt möchte der Förderverein auch für Tempelhof realisieren, stehen im Fall Walpersberg tatsächlich nur die Finanzprobleme des Landes entgegen. Bedingungen, die nur noch vom IP Vogelsang und der Stadt Nürnberg übertroffen werden.

In Berlin steht demnach Druck entgegen: Der Wunsch des Landes Berlin nach Verdrängung und Veräußerung, das Desinteresse des Landes Berlin an Wissenschaft und Forschung, das Gemeinwohl des Landes und damit die Aufgabe des Landesdenkmalamtes nach Erhalt und Inszenierung der Funde und Befunde für die Öffentlichkeit.

Neben der Forschung steht dem Förderverein demnach auch die enge Kooperation mit der Archäologie und dem Landesdenkmalamt an.



In der "Archäologenbaracke" auf dem Tempelhofer Feld entlang des Columbia Damms, eingepackte Funde, wie Nägel, Scherben etc.

Foto: Globale Medienwerkstatt